

Urheberrechtliche Hinweise zur Nutzung Elektronischer Bachelor-Arbeiten

Die auf dem Dokumentenserver der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern (ZHB) gespeicherten und via Katalog IDS Luzern zugänglichen elektronischen Bachelor-Arbeiten der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit dienen ausschliesslich der wissenschaftlichen und persönlichen Information.

Die öffentlich zugänglichen Dokumente (einschliesslich damit zusammenhängender Daten) sind urheberrechtlich gemäss Urheberrechtsgesetz geschützt. Rechtsinhaber ist in der Regel¹ die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Der Benutzer ist für die Einhaltung der Vorschriften verantwortlich.

Die Nutzungsrechte sind:

- Sie dürfen dieses Werk vervielfältigen, verbreiten, mittels Link darauf verweisen. Nicht erlaubt ist hingegen das öffentlich zugänglich machen, z.B. dass Dritte berechtigt sind, über das Setzen eines Linkes hinaus die Bachelor-Arbeit auf der eigenen Homepage zu veröffentlichen (Online-Publikation).
- Namensnennung: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers bzw. der Autorin/Rechteinhaberin in der von ihm/ihr festgelegten Weise nennen.
- Keine kommerzielle Nutzung. Alle Rechte zur kommerziellen Nutzung liegen bei der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, soweit sie von dieser nicht an den Autor bzw. die Autorin zurück übertragen wurden.
- Keine Bearbeitung. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden.

Allfällige abweichende oder zusätzliche Regelungen entnehmen Sie bitte dem urheberrechtlichen Hinweis in der Bachelor-Arbeit selbst. Sowohl die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit als auch die ZHB übernehmen keine Gewähr für Richtigkeit, Aktualität und Vollständigkeit der publizierten Inhalte. Sie übernehmen keine Haftung für Schäden, welche sich aus der Verwendung der abgerufenen Informationen ergeben. Die Wiedergabe von Namen und Marken sowie die öffentlich zugänglich gemachten Dokumente berechtigen ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen und Marken im Sinne des Wettbewerbs- und Markenrechts als frei zu betrachten sind und von jedermann genutzt werden können.

Luzern, 16. Juni 2010

Hochschule Luzern
Soziale Arbeit



Dr. Walter Schmid
Rektor

¹ Ausnahmsweise überträgt die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit das Urheberrecht an Studierende zurück. In diesem Fall ist der/die Studierende Rechtsinhaber/in.

Die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit

empfiehlt diese Bachelor-Arbeit

besonders zur Lektüre!

PRÄVENTION VON JUGENDGEWALT



www.pais-freiburg.de/konflikttraining/

Eine Auseinandersetzung mit der Forderung nach geschlechts-
spezifischer Prävention

Bachelorarbeit

Hochschule Luzern – Soziale Arbeit | Larisa Nussbaum & Daniel Kilchmann

Bachelorarbeit
Ausbildungsgang Sozialarbeit

Kurs PASS 2008 – 2011

Kurs VZSA 2008 – 2011

Larisa Nussbaum
Daniel Kilchmann

Prävention von Jugendgewalt

**Eine Auseinandersetzung mit der Forderung nach geschlechtsspezifischer
Prävention**

Diese Bachelorarbeit wurde eingereicht im August 2011 in 4 Exemplaren zur Erlangung des vom Fachhochschulrat der Hochschule Luzern ausgestellten Diploms für **Sozialarbeit**.

Diese Arbeit ist Eigentum der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Sie enthält die persönliche Stellungnahme des Autors/der Autorin bzw. der Autorinnen und Autoren.

Veröffentlichungen – auch auszugsweise – bedürfen der ausdrücklichen Genehmigung durch die Leitung Bachelor.

Reg. Nr.:

Vorwort der Schulleitung

Die Bachelorarbeit ist Bestandteil und Abschluss der beruflichen Ausbildung an der Hochschule Luzern, Soziale Arbeit. Mit dieser Arbeit zeigen die Studierenden, dass sie fähig sind, einer berufsrelevanten Fragestellung systematisch nachzugehen, Antworten zu dieser Fragestellung zu erarbeiten und die eigenen Einsichten klar darzulegen. Das während der Ausbildung erworbene Wissen setzen sie so in Konsequenzen und Schlussfolgerungen für die eigene berufliche Praxis um.

Die Bachelorarbeit wird in Einzel- oder Gruppenarbeit parallel zum Unterricht im Zeitraum von zehn Monaten geschrieben. Gruppendynamische Aspekte, Eigenverantwortung, Auseinandersetzung mit formalen und konkret-subjektiven Ansprüchen und Standpunkten sowie die Behauptung in stark belasteten Situationen gehören also zum Kontext der Arbeit.

Von einer gefestigten Berufsidentität aus sind die neuen Fachleute fähig, soziale Probleme als ihren Gegenstand zu beurteilen und zu bewerten. Sozialarbeiterisches Denken und Handeln ist vernetztes, ganzheitliches Denken und präzises, konkretes Handeln. Es ist daher nahe liegend, dass die Diplomandinnen und Diplomanden ihre Themen von verschiedenen Seiten beleuchten und betrachten, den eigenen Standpunkt klären und Stellung beziehen sowie auf der Handlungsebene Lösungsvorschläge oder Postulate formulieren.

Ihre Bachelorarbeit ist somit ein wichtiger Fachbeitrag an die breite thematische Entwicklung der professionellen Sozialen Arbeit im Spannungsfeld von Praxis und Wissenschaft. In diesem Sinne wünschen wir, dass die zukünftigen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter mit ihrem Beitrag auf fachliches Echo stossen und ihre Anregungen und Impulse von den Fachleuten aufgenommen werden.

Luzern, im August 2011

Hochschule Luzern, Soziale Arbeit
Leitung Bachelor

Abstract

Die vorliegende Arbeit widmet sich dem Thema Prävention von Jugendgewalt. Ziel war es, die Frage nach der Notwendigkeit der Berücksichtigung geschlechterspezifischer Eigenschaften im Rahmen von Präventionsprogrammen beantworten zu können. Muss mit Mädchen anders gearbeitet werden als mit Jungen oder spielt der Unterschied der Geschlechter bei der Prävention gar keine Rolle?

Als Basis zur Beantwortung dieser Frage dient das systemische Präventionsmodell von Martin Hafen, welches den Begriff der Prävention präzise erläutert und definiert. Mit Hilfe einer Einflussfaktorenanalyse werden die Entstehungsgründe für Jugendgewalt umfangreich dargestellt und die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen detailliert beleuchtet. Gestützt darauf kommen die Autorin und der Autor zum Schluss, dass die Entstehungsgründe für Jugendgewalt für Jungen und Mädchen praktisch identisch sind und in der Prävention folglich mit beiden Geschlechtern gleich gearbeitet werden könnte.

Um diese Schlussfolgerung in der Praxis zu überprüfen, werden in einem zweiten Teil sechs Praxisprojekte analysiert, wovon vier ihren Schwerpunkt im Bereich der Prävention aufweisen und zwei in der Behandlung. Die zwei Angebote aus der Behandlung sollen Aufschluss darüber geben, ob die Forderung nach geschlechterspezifischer Arbeit, im Bereich der Intervention ihre Berechtigung hat. Die Analyse der Praxisprojekte bestätigt schliesslich die These der Autorin und des Autors, wonach im Bereich der Prävention geschlechterübergreifend gearbeitet werden kann. Im Bereich der Behandlung hat sich hingegen gezeigt, dass die Berücksichtigung der Geschlechterrollen angezeigt scheint.

Inhaltsverzeichnis

Abstract	I
Inhaltsverzeichnis	II
Abbildungsverzeichnis	IV
Tabellenverzeichnis	IV
Dank	V
1 Einleitung	1
1.1 Motivation Fragestellung Hypothese	2
1.2 Ziel der Arbeit	3
1.3 Aufbau der Arbeit	4
2 Prävention	5
2.1 Metabegriffe	5
2.2 Subbegriffe	7
2.2.1 Einflussfaktoren Risiko- und Schutzfaktoren	7
2.2.2 Verhaltens- Verhältnisprävention	7
2.2.3 Zielgruppenfaktoren	8
2.3 Das Kontinuum - Prävention, FE FI und Behandlung	8
2.4 Das Präventionsmodell nach Hafén und die zentralen Faktoren	9
2.5 Schlussfolgerung	11
3 Zentrale Begriffe	12
3.1 Jugend	12
3.2 Gewalt	13
3.3 Gender	16
4 Entwicklung und Ausmass der Jugendgewalt in der Schweiz	18
4.1 Erläuterungen zu den Datenquellen	18
4.1.1 Hellfelderhebungen	18
4.1.2 Dunkelfelderhebungen	19
4.2 Ergebnisse aus dem Hellfeld	19
4.2.1 Polizeiliche Kriminalstatistik Schweiz	19
4.2.2 Schweizerische Jugendstrafurteilsstatistik	21
4.3 Ergebnisse aus dem Dunkelfeld	22
4.3.1 Selbst berichtete Gewaltausübung (Tätererfahrungen)	23
4.3.2 Opfererfahrungen (Opferperspektive)	23
4.4 Geschlechtervergleich	24
4.5 Anzeigeverhalten	26
4.6 Zusammenfassung	26

5 Risiko- und Schutzfaktoren - Ein Vergleich zwischen Jungen und Mädchen anhand des Ökologischen Erklärungsmodells der WHO.....	28
5.1 Das ökologische Erklärungsmodell der WHO	28
5.2 Risikofaktoren auf der persönlichen Ebene.....	31
5.2.1 Biologische Merkmale	31
5.2.2 Psychologische und individuelle Persönlichkeitsmerkmale.....	32
5.2.3 Geschlechterdifferenzen	33
5.3 Risikofaktoren auf der Beziehungsebene.....	35
5.3.1 Einflüsse der Familie	35
5.3.2 Einflüsse der Gleichaltrigengruppe	37
5.3.3 Geschlechterdifferenzen	38
5.4 Risikofaktoren auf der Gemeinschaftsebene	40
5.4.1 Schule	40
5.4.2 Situative Faktoren und Lebensstil	42
5.4.3 Sozialraum	45
5.4.4 Geschlechterdifferenzen	46
5.5 Risikofaktoren auf der Gesellschaftsebene	47
5.5.1 Gesellschaftlicher Kontext und Wandel.....	47
5.5.2 Medien.....	48
5.5.3 Geschlechterrollenstereotypen.....	50
5.5.4 Kulturelle Einflüsse.....	53
5.5.5 Geschlechterdifferenzen	53
5.6 Schutzfaktoren	55
5.7 Schlussfolgerung.....	57
6 Präventions- und Behandlungsangebote gegen Jugendgewalt.....	61
6.1 Präventionsangebote	63
6.1.1 PFADE	63
6.1.2 Peacemaker	69
6.1.3 MaDonna – Mädchentreff.....	73
6.1.4 Respect! – Selbstbehauptung für Jungen	77
6.2 Behandlungsangebote	82
6.2.1 Genderorientierte Gewaltberatung für Mädchen	82
6.2.2 Genderorientierte Gewaltberatung für Jungen	89
7 Schlusswort.....	96
7.1 Beantwortung der Fragestellung	96
7.2 Relevanz für die Soziale Arbeit	103
7.3 Persönlicher Schlussgedanke und Ausblick.....	104
Literatur- und Quellenverzeichnis	106

Die vorliegende Arbeit wurde von der Autorin und dem Autor gemeinsam erarbeitet und verfasst.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1	Die Begrifflichkeit der Prävention (Hafen, 2007)	6
Abb. 2	Prävention, FEIFI und Behandlung, ein Kontinuum (Hafen, 2007)	8
Abb. 3	Zentrale Faktoren des Präventionsmodells (Hafen, 2007, S. 173)	9
Abb. 4	Entwicklung der Gewaltdelinquenz unter Minderjährigen; PKS (Eisner et al., 2009, S. 36)	20
Abb. 5	Konsolidierte Daten der JUSUS 1999 – 2009 (BFS, 2010)	21
Abb. 6	Konsolidierte Daten der JUSUS, Schwere Delikte (BFS, 2010)	22
Abb. 7	Vergleich aller Urteile mit Gewalttaten nach Geschlecht (JUSUS, 2010)	24
Abb. 8	Jahresprävalenzen, Schülerbefragung St. Gallen (Killias, 2009, S. 19)	25
Abb. 9	Ökologisches Erklärungsmodell der WHO (Bundesratsbericht, 2009, S. 14)	29
Abb. 10	Hand der Selbstbehauptung (www.respect-selbstbehauptung.ch)	78
Abb. 11	Gewaltkreislauf Frauen (Seifert-Wieczorkowsky, 2009, S. 204, angepasst)	86
Abb. 12	Gewaltkreislauf Männer (Oelemann & Lempert, 2000, S. 100, angepasst).....	92

Tabellenverzeichnis

Tab. 1	Jahresprävalenzen selbstberichteter Gewaltausübung (Eisner & Ribeaud., 2008, S. 34)	23
Tab. 2	30-Monatsprävalenzen von Opfererfahrungen (Eisner & Ribeaud., 2008, S. 32)..	24
Tab. 3	Zentrale Kontextfaktoren hinsichtlich des Gefährdungspotenzials gewaltdarstellender Medien bei Heranwachsenden (Steiner, 2009, S. 35)	49
Tab. 4	Überblick über die analysierten Angebote	62

Dank

Die Autorin und der Autor möchten sich an dieser Stelle ganz herzlich bei allen Personen bedanken, welche sie während dem Verfassen dieser Bachelorarbeit unterstützt und motiviert haben.

Der Dank geht insbesondere an die Dozierenden der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, welche die Autorin und den Autor im Rahmen von Fachpoolstunden begleitet haben, an Karin Siegenthaler und Heike Mueller, welche die Arbeit Korrektur gelesen haben, sowie an unsere Freunde und Verwandte, für die uns entgegengebrachte Unterstützung, Motivation und Geduld.

1 Einleitung

Das Thema Jugendgewalt hat in den letzten Jahren durch die mediale Präsenz und Vorkommnissen wie den Übergriffen von München und Lugano immer wieder für Gesprächsstoff in der Öffentlichkeit, aber auch im professionellen Kontext der Sozialen Arbeit gesorgt. Nebst Debatten in der Politik über Hypothesen wie der zunehmenden Häufigkeit von Jugendgewalt und der steigenden Intensität der Übergriffe bei männlichen Jugendlichen, fand auch eine Sensibilisierung betreffend Mädchengewalt statt.

Konzepte der männlichen Gewaltforschung wurden übernommen und Teils adaptiert, um das Aggressions- und Gewaltverhalten der emanzipierten jugendlichen Frauen zu erforschen und zu überprüfen (Herbert Scheithauer, 2003, S.49). Aus den Recherchen der Autorin, des Autors ging hervor, dass Studien gemacht und veröffentlicht wurden, welche sich unter der Thematik der Gewalt, vor allem mit einem der beiden Geschlechter befassen, jedoch keinen Vergleich der Ursachen, resp. der Risiko- und Schutzfaktoren für das Phänomen Jugendgewalt vollziehen.

Nebst dieser Tatsache fällt auf, dass ein grosser Teil der Ressourcen gemäss Martin Hafen (2007), in die Intervention, resp. Behandlung von jungen Gewalttätern | Gewalttäterinnen fliessen und der Prävention verhältnismässig wenig der Mittel zur Verfügung stehen.

Um mögliche Präventionsmassnahmen planen und realisieren zu können ist eine fundierte Risiko- und Schutzfaktorenanalyse unabdingbar. In der Literatur wird immer wieder die Wichtigkeit der genderspezifischen Prävention und Intervention erwähnt. Doch ist der Genderaspekt tatsächlich von eminenter Wichtigkeit? Ein erster Überblick in der Literatur gab den Verfassenden Anlass dazu, die Hypothese aufzustellen, dass die Einflussfaktoren für Jugendgewalt zwischen den Geschlechtern nahezu identisch sind. Würde diese Hypothese tatsächlich bestätigt werden, könnte sich dann die Prävention nicht weitgehend genderübergreifend gestalten? Um diese Fragen beantworten zu können haben sich die Autorin und der Autor dazu entschieden, in einem ersten Teil gestützt auf die vorhandenen Schweizer Studien, einen Einflussfaktorenvergleich für männliche und weibliche Jugendgewalt zu erarbeiten. In einem zweiten Teil will die Autorenschaft bestehende Gewaltpräventionsprojekte im Bereich der Sozialen Arbeit auf der Grundlage des Einflussfaktorenvergleichs betrachten und eruieren, inwiefern die Geschlechterunterschiede in der Praxis berücksichtigt werden

und ob eine allfällige Berücksichtigung zu eminenten Unterschieden in der Zusammenarbeit mit den Jugendlichen führt.

1.1 Motivation | Fragestellung | Hypothese

Durch den beruflichen Hintergrund der Autorin, welche in einem Massnahmenzentrum für jugendliche und junge Erwachsene Straftäter als Sozialarbeiterin tätig ist, sowie des Autors, welcher im stationären Suchtbereich arbeitet, ist Jugendgewalt eine konstante Thematik, welche beide im Berufsalltag begleitet. Der tägliche Umgang mit aggressionsgeladenen Situationen und Personen, führte die Autorin und den Autor an das Thema heran und bewegte sie dazu, dieses im Rahmen der Bachelorarbeit weiter zu vertiefen.

Da die Autorin bis anhin in ihrem beruflichen Alltag ausschliesslich und der Autor vorwiegend mit dem Thema Mann und Gewalt konfrontiert waren, stieg ihr Interesse zunehmend, sich fundierter mit dem Thema Mädchengewalt auseinander zu setzen. Nach Sichtung der relevanten Literatur rückte die oben genannte Hypothese in den Vordergrund und das Interesse, diese zu untersuchen, war geweckt. In der Auseinandersetzung mit der Fragestellung und in Gesprächen mit ausgebildeten und in Ausbildung stehenden Sozialarbeitenden, fiel der Autorin und dem Autor zudem die Unsicherheit vieler Berufsleute im Umgang mit der Prävention von Jugendgewalt auf. Nicht klar war, ob mit Jungen und Mädchen methodisch gleich gearbeitet werden kann oder nicht; die Hintergründe für die Entstehung von Gewalt deckungsgleich sind oder divergieren; und in homogenen oder heterogenen Gruppen gearbeitet werden soll.

Vor diesem Hintergrund ergaben sich folgende Fragestellungen für die Arbeit:

- Was wird unter Jugendgewalt verstanden und wie sieht die aktuelle Situation in der Schweiz aus?
- Inwiefern sind die Einflussfaktoren für Jugendgewalt bei Mädchen und Jungen deckungsgleich und wo lassen sich geschlechterspezifische Unterschiede feststellen?
- Wie sehen aktuelle Präventionsprogramme für Jugendgewalt in der Praxis aus? Wird genderspezifisch gearbeitet und wenn ja, ist dies, gestützt auf die Einflussfaktorenanalyse legitim?

Bei der Entwicklung der Fragestellungen wurde die Autorenschaft, wie oben bereits erwähnt, von der Hypothese geleitet, dass trotz genderspezifischen Aspekten, mehr Einflussfaktoren für Jugendgewalt auf beide Geschlechter zutreffen und somit häufig dieselben Präventionsmethoden geschlechterübergreifend angewendet werden könnten. Diese Hypothese gilt es als Querschnittsthema der Arbeit zu überprüfen.

1.2 Ziel der Arbeit

Die vorliegende Arbeit soll die wichtigsten in der Schweiz vorhandenen Statistiken und Erkenntnisse zu Jugendgewalt in einen fachlich fundierten Kontext setzen und so den Überblick über die Situation und deren Entwicklung ermöglichen. Gestützt auf eine detaillierte Analyse, welche männliche und weibliche Einflussfaktoren bezüglich der Entstehung von Jugendgewalt miteinander vergleicht, soll Sozialarbeitenden in der Praxis Aufschluss darüber gegeben werden, ob mit Mädchen oder Jungen in der Präventionspraxis identisch gearbeitet werden kann oder gestützt auf die Analyse, geschlechterspezifische Programme angeboten werden müssen. Die nähere Betrachtung ausgewählter Praxisprojekte soll den Theorie-Praxistransfer ermöglichen und Sozialarbeitende im Arbeitsalltag unterstützen.

Neben der Adressatenschaft der Professionellen der Sozialen Arbeit und verwandten Berufen, richtet sich die vorliegende Bachelorarbeit an Präventionsfachleute, Politiker und Politikerinnen, sowie an alle weiteren interessierten Personen, welche sich einen Überblick über die Thematik verschaffen wollen.

1.3 Aufbau der Arbeit

Bei der vorliegenden Bachelorarbeit handelt es sich um eine Fachliteraturarbeit, welche in sieben Hauptkapitel gegliedert ist. Im Rahmen der Einleitung wird an die Thematik herangeführt, die Fragestellungen sowie die Hypothese werden erläutert und die Motivation der Verfassenden, dieses Thema zu bearbeiten, wird aufgezeigt. Im Weiteren werden die Ziele der Arbeit und deren Adressatenschaft benannt.

Die Kapitel zwei und drei legen das Fundament zum Verständnis der vorliegenden Arbeit. So führen die Autorin und der Autor in Kapitel zwei den Präventionsbegriff und das dazugehörige Modell von Martin Hafen (2007) ein. Kapitel drei klärt weitere zentrale Begrifflichkeiten. Namentlich werden die Begriffe Jugend, Gewalt und Gender geklärt und wo nötig abgegrenzt, um eine gemeinsam gültige Verständnisbasis für diese Arbeit zu schaffen.

Um einen Überblick über das Phänomen Jugendgewalt zu ermöglichen und zu zeigen, wie sich die Thematik in der Schweiz entwickelt hat und wie sich der Stand heute zeigt, nehmen die Autorin und der Autor in Kapitel vier eine Auswertung der amtlichen Statistiken vor und setzen diese in Kontext zu den vorhandenen Dunkelfeldstudien.

Welche Einflussfaktoren bezüglich der Entstehung von Jugendgewalt und deren Prävention relevant sind und welche, bzw. ob Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Jugendlichen zu erkennen sind, erfährt der/die Lesende in Kapitel fünf, anhand einer detaillierten Analyse. Es werden unterschiedliche Erklärungsansätze und Theorien einbezogen, welche anhand des ökologischen Erklärungsmodells der WHO (World Health Organisation) strukturiert werden.

Im folgenden Kapitel sechs richtet die Autorenschaft ihren Blick auf die Praxis. Vor dem Hintergrund der Resultate aus der Einflussfaktorenanalyse wird Bezug zu bestehenden Projekten und Massnahmen im Bereich der Prävention von Jugendgewalt in den Tätigkeitsfeldern der Sozialen Arbeit hergestellt. Projekte zum Thema Jugendgewalt, welche ausschliesslich mit Mädchen oder Jungen arbeiten und Projekte, welche geschlechtsübergreifend arbeiten, werden miteinander verglichen.

Die Beantwortung der Fragestellungen, der Bezug zur Sozialen Arbeit, das persönliche Fazit, sowie ein Ausblick bilden in Kapitel sieben den Abschluss der vorliegenden Arbeit.

2 Prävention

In der Fachliteratur, im professionellen Kontext, wie auch in der Alltagssprache finden sich eine Vielzahl unterschiedlich verwendeter Begrifflichkeiten und Modelle, welche allesamt die Prävention betreffen. Martin Hafen leistet in seinem Werk Grundlagen der Systemischen Prävention (2007) einen Beitrag zur Abgrenzung der Begrifflichkeiten und zeigt Modelle auf, welche der Autorin und dem Autor als Grundlage für die vorliegende Arbeit dienen. Im folgenden Kapitel sollen diese Begriffe und Modelle kurz erläutert werden.

2.1 Metabegriffe

Die am häufigsten verwendeten Begriffe in der Fachliteratur zur Unterscheidung der Präventionsstufen, bilden die Begrifflichkeiten nach Gerald Caplan (1964). Er definiert Prävention in drei Stufen, nämlich Primär-, Sekundär-, und Tertiärprävention. Nebst seinen Definitionen, gewannen jene von Robert Gorden (1987) an Bedeutung, welcher zusätzlich zwischen universeller, selektiver und indizierter Prävention unterscheidet. Hafen (2007) vergleicht die Begrifflichkeiten von Caplan und Gorden mit dem Ziel, eine klare Abgrenzung zwischen Prävention und Behandlung vollziehen zu können. Er kommt zum Schluss, dass mit den gegebenen Begrifflichkeiten die Abgrenzung misslingt, da sich die gängigen Präventionsbegriffe entweder nicht eindeutig von der Behandlung trennen lassen (Tertiärprävention) oder unter sich nicht eindeutig unterscheidbar sind (Primärprävention | Sekundärprävention, indizierte Prävention | Behandlung).

Auf Basis der Begriffsanalyse von Caplan und Gorden schlägt Hafen vor, auf die Unterscheidungskette Caplans zu verzichten und an Stelle die Begriffe Prävention, Früherkennung | Frühbehandlung und Behandlung zu verwenden (Abb. 1).

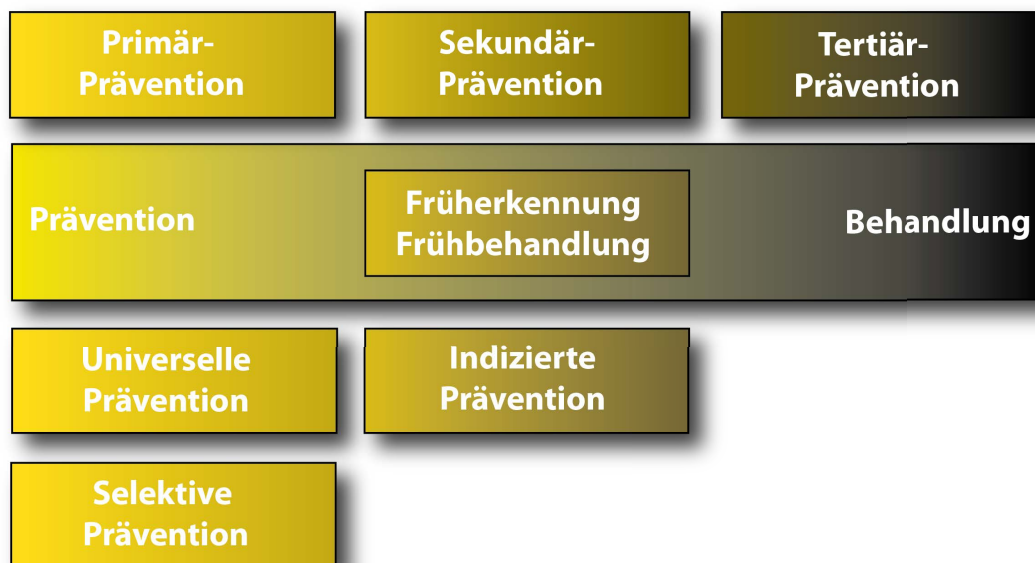


Abbildung 1 Die Begrifflichkeit der Prävention (Hafen, 2007, S. 185)

Als **Prävention** werden nach Hafen alle Massnahmen bezeichnet, welche zum Ziel haben, ein noch nicht bestehendes Problem zu verhindern, was mit dem Begriff Primärprävention gleichgesetzt werden kann. Die Begriffe ‚universelle Prävention‘ und ‚selektive Prävention‘ von Gorden dienen dazu, präventive Massnahmen in Bezug auf die Zielgruppe zu unterscheiden. Richtet sich das Angebot an eine Zielgruppe mit bestimmten ‚Risikofaktoren‘ (vgl. 2.2.1), wird von selektiver Prävention gesprochen. Richtet sich die Massnahme hingegen an eine breite Bevölkerungsschicht, so wird von universeller Prävention gesprochen. ‚Risikofaktoren‘ stellen jedoch nur einen Zielgruppenaspekt unter vielen dar, womit die Begriffe für eine grundsätzliche Beschreibung der Prävention nicht geeignet sind und im Modell von Hafen unter dem Begriff Prävention subsumiert werden (Abb. 1).

Die Begriffe **Früherkennung|Frühbehandlung (nachfolgend FE|FI)** stellen das Bindeglied im Kontinuum zwischen Prävention und Behandlung dar. Als FE/FI werden Massnahmen bezeichnet, welche zum Ziel haben, Probleme in einem frühen Stadium oder deren Anzeichen systematisch zu beobachten, den Austausch dieser Beobachtungen zu organisieren und adäquate behandelnde Massnahmen einzuleiten. FE|FI als Begriffe umfassen somit alle wichtigen Teilaspekte der ‚indizierten‘ und der ‚Sekundärprävention‘ (Abb. 1).

Die **Behandlung** beschreibt in diesem Kontext alle Massnahmen, welche ein bereits manifestes Problem als Anlass haben und die Zielsetzung darin besteht, dieses

Problem zu beseitigen, resp. Folgeprobleme daraus zu verhindern, was der ‚Tertiärprävention‘ nach Caplan entspricht (Abb. 1) (Hafen, 2007, S. 84 ff.).

2.2 Subbegriffe

Nachdem die Autorin und der Autor im vorhergehenden Unterkapitel die Metabegriffe geklärt haben, geht es im Folgenden darum, wichtige Subbegriffe der Prävention zu erläutern.

2.2.1 Einflussfaktoren | Risiko- und Schutzfaktoren

Das Auftreten problematischer Verhaltensweisen und Krankheiten wird durch Faktoren beeinflusst die physischer, psychischer, sozialer oder materieller Herkunft sein können und welche unter dem Begriff der Einflussfaktoren zusammengefasst werden. Einflussfaktoren können sowohl positiv, als auch negativ auf eine Person einwirken. Negative Einflussfaktoren werden als Risikofaktoren, positive als Schutzfaktoren definiert. Hafen (2007) versteht Risikofaktoren als proaktive Faktoren, die das Risiko für ein Problem (statistisch) erhöhen. Schutzfaktoren bezeichnet er hingegen als reaktive Faktoren, welche den Einfluss der Risikofaktoren hemmen und nur in Bezug auf diese bestimmt werden können (S. 92).

2.2.2 Verhaltens- | Verhältnisprävention

Die Verhaltens- und Verhältnisprävention umschreibt den Ort im System (Systemreferenz), wo die Prävention ansetzen soll und wird von Hafen (2007) in zwei Kategorien eingeteilt. Sollen sich die Präventionsmassnahmen direkt an Personen richten, bei denen ein bestimmter Zustand, resp. ein bestimmtes Verhalten verhindert werden soll, so definiert er dafür den Begriff Verhaltensprävention. Bei Massnahmen, die Veränderungen in den sozialen Systemen, also in der für die betroffenen Personen relevanten Umwelt zum Ziel haben, wird der Begriff Verhältnisprävention verwendet (S. 172).

2.2.3 Zielgruppenfaktoren

Die Zielgruppenfaktoren werden von Hafén (2007) als Faktoren umschrieben, welche zur Eingrenzung einer Zielgruppe verwendet werden, an welche sich eine Massnahme richten soll (S. 172).

2.3 Das Kontinuum - Prävention, FE I FI und Behandlung

Wie unter dem Punkt 2.1 erläutert, geht es Hafén (2007) darum, Klarheit in die Begrifflichkeiten der Prävention zu bringen, indem er den Begriff der Prävention möglichst scharf von dem der Behandlung abgrenzt und bereits bestehende Begriffe nach ihrer Funktion unter die Begriffe Prävention, FE/FI und Behandlung subsumiert.

Er selbst drückt dies wie folgt aus: Prävention ist ‚Ursachenbehandlung‘ und Behandlung kann im Gegenzug als ‚Problembehandlung‘ umschrieben werden. (S. 75) Behandelnde Massnahmen versuchen also ein manifestes Problem zu beheben oder seine Verschlimmerung zu vermeiden. Die Prävention hingegen sucht nach Einflussfaktoren für ein Problem, welches sie verhindern will und versucht über die Behandlung der Einflussfaktoren, das Manifestieren des zu verhindernden Problems unwahrscheinlicher zu machen (S. 83).

So klar diese Unterscheidung auch ist, so hält Hafén (2007) selbst fest, dass Prävention und Behandlung immer zwei Seiten einer Unterscheidung darstellen. D.h. wir befinden uns in einem Kontinuum zwischen Prävention, FE/FI und Behandlung, da jede präventive Massnahme immer auch behandelnde Aspekte und jede Behandlung auch präventive Aspekte enthält (dargestellt durch den Verlauf in Abb. 2) (S. 83).

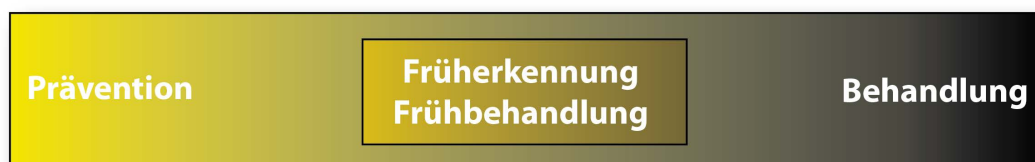


Abbildung 2 Prävention, FE I FI und Behandlung, ein Kontinuum (Hafén, 2007, S. 85, angepasst)

So können beispielsweise auch behandelnden Massnahmen in der Schule präventive Aspekte zugeschrieben werden, wenn gewalttätige Jugendliche durch die Behandlung Eigenschaften erlernen, um in Zukunft gewaltfrei mit schwierigen Situationen umzugehen.

2.4 Das Präventionsmodell nach Hafen und die zentralen Faktoren

Um die zentralen Faktoren der Prävention aufzuzeigen, erstellte Hafen (2007) ein vereinfachtes Modell (Abb. 3), welches nebst seiner Ordnungsleistung die Funktion eines Werkzeugs haben soll und für die systematisierte Beschreibung und Planung von präventiven Aktivitäten genutzt werden kann. Die Autorin und der Autor nutzen das Modell, um eine visualisierte Übersicht bieten zu können und einzelne Aspekte auszuführen.



Abbildung 3 Zentrale Faktoren des Präventionsmodells (Hafen, 2007, S. 173)

Erläuterungen zu den zentralen Faktoren

In der Mitte des Modells (Abb. 3) angeordnet befinden sich vier zentrale Bereiche, umringt von einer Reihe externer Einflussfaktoren (vgl. 2.2.). Untenstehend werden die einzelnen Faktoren des Modells und wichtige Fragestellungen dazu erläutert.

Im Bereich **Probleme | Ursachen** geht es darum, die Unterscheidung zwischen Problemen, welche durch die Prävention verhindert werden sollen (Gewalt, Sucht, Aids etc.), und den Risiko- und Schutzfaktoren (vgl. 2.2.1), denen Einfluss auf das Problem zugeschrieben wird, zu vollziehen. Die Präventionsmassnahmen setzen an den definierten Einflussfaktoren an.

Um welches Problem resp. welche Probleme geht es?

- Ist das vordergründige Problem evtl. eine Ablenkung von anderen Problemen, um diese nicht anschauen zu müssen?
- Welche zentralen Risiko- und Schutzfaktoren existieren in Bezug auf das definierte Problem?

Mit den Faktoren **Verhalten I Verhältnis** wird eine Unterscheidung der Präventionstypen vollzogen. So existieren jene Angebote, welche sich direkt an die Personen richten (Verhaltensprävention) und andere Massnahmen, die Veränderungen in sozialen Systemen zum Ziel haben (Verhältnisprävention) (vgl. 2.2.2).

- Liegen die zentralen Einflussfaktoren eher im Umfeld oder bei der Person selbst? Soll umweltorientiert (Verhältnisprävention) oder individuumorientiert (Verhaltensprävention) gearbeitet werden?
- Wäre eine Kombination möglich und sinnvoll?

Die **Zielgruppe** wird nach unterschiedlichen Faktoren wie Alter, Geschlecht, Herkunft, Bildungsgrad etc. massnahmenspezifisch eingegrenzt.

- Welche Zielgruppenfaktoren sind wichtig, um die zentralen Einflussfaktoren bearbeiten zu können?
- Wie schwach I stark sollen die Zielgruppen eingeschränkt sein?

An diesem Punkt werden **Methoden** unterschieden, mithilfe derer die theoretischen Konzepte möglichst erfolgreich in die Praxis umgesetzt werden können.

- Gibt es spezifische Methoden, die in diesem Feld anwendbar sind?
- Welche methodischen Zugänge versprechen die grösste Wirkung?
- Wie wäre ein optimaler Methodenmix zu gestalten?

Präventionsmassnahmen sind nicht nur von inneren, sondern häufig auch von äusseren, also **externen Faktoren** abhängig, welche die Planung und Durchführung von

präventiven Massnahmen beeinflussen können, resp. ohne deren Mitwirkung eine Massnahme nicht umsetzbar ist. Diese Umweltfaktoren gilt es zu erkennen, zu gewichten und wenn notwendig in den Prozess miteinzubeziehen (Hafen, 2007, S. 172 ff.).

- Welche externen Faktoren gilt es zu beachten (rechtliche | politische Rahmenbedingungen, mediale Präsenz des Problems etc.)?
- Wo wären Kooperationen zur Unterstützung der Massnahmen möglich (finanziell, personell, ideell)?
- Gibt es kritische Akteure?

2.5 Schlussfolgerung

Um Präventionsmassnahmen gezielt planen, umsetzen und vergleichen zu können, muss das zu verhindernde Problem klar erläutert sein. Was verstehen die Autorin und der Autor unter Jugendgewalt?

Im Weiteren ist eine fundierte Einflussfaktoren-, resp. Risiko- und Schutzfaktorenanalyse für das definierte, zu verhindernde Problem eine notwendige Basis für eine wirkungsvolle Prävention. Für die vorliegende Arbeit bedeutet dies, dass eruiert werden muss, welche Einflussfaktoren in Bezug auf das Problem Jugendgewalt wirken und inwiefern sich diese bei Mädchen und Jungen unterscheiden. Damit Aussagen über die Anknüpfungspunkte der Präventivmassnahmen gemacht werden können.

Da es nicht Ziel dieser Arbeit ist, eigene Präventionskonzepte zu entwerfen, sondern bestehende zu vergleichen, wird die Auseinandersetzung mit dem methodischen Zugang und daran geknüpft, die Evaluation, ob eher verhaltens- oder verhältnispräventive Massnahmen geeignet sind, erst im direkten Projektvergleich relevant. Auch die externen Einflussfaktoren sind nur in diesem Kontext eruiert und von Bedeutung.

3 Zentrale Begriffe

Im folgenden Kapitel definieren die Autorin und der Autor die wichtigsten Begriffe rund um das Phänomen Jugendgewalt. Damit werden Ausgangsdefinitionen aufgestellt, welche im Rahmen dieser Arbeit als Verständnisbasis dienen.

3.1 Jugend

Für den Begriff Jugendliche existieren unterschiedliche Definitionsansätze. Je nach Zielsetzung der auf Jugendliche ausgerichteten Massnahmen oder Bestimmungen ist es sinnvoll, alle Minderjährigen, Teenager oder auch junge Erwachsene mit einzubeziehen. Als Grundlagen für die Abgrenzung des Begriffs Jugend bzw. Jugendliche wurden durch die Autorenschaft folgende Definitionen näher betrachtet:

- Nach Schweizer **Jugendstrafrecht** werden jugendliche Straftäter zwischen dem vollendeten 10. und vollendeten 18. Altersjahr (Art. 3 JStG, 20. Juni 2003) anders behandelt als erwachsene Straftäter.
- Nach **Strafgesetzbuch** (Art. 61 StGB) können Täter zwischen dem vollendeten 18. und dem vollendeten 25. Altersjahr (Tatzeitpunkt) in eine Einrichtung für junge Erwachsene eingewiesen werden (max. bis zur Vollendung des 30. Altersjahrs).
- Nach **Schweizerischem Zivilgesetzbuch** (Art. 14 ZGB) ist mündig, wer das 18. Lebensjahr vollendet hat.
- Das **Bundesgesetz** vom 24. März 2006 über die Familienzulagen unterscheidet zudem zwischen Kindern bis 16 Jahre und Jugendlichen zwischen dem vollendeten 16. und dem vollendeten 25. Altersjahr.
- Die **Vereinten Nationen** (UN) haben anlässlich des Internationalen Jugend Jahres ebenfalls eine Definition aufgestellt. Sie sehen Personen als Jugendliche an, welche älter als 15 und jünger als 25 Jahre alt sind. Zusätzlich unterscheiden sie zwischen Teenagern (13 – 19 Jahre) und jungen Erwachsenen (20 – 24 Jahre) (<http://www.un.org/events/youth2000/def1.htm>).

Das Jugendstrafrecht definiert das Alter von Jugendlichen somit, wie oben beschrieben, zwischen 10 und 18 Jahren. Das Erwachsenenstrafrecht erweitert den Begriff, in dem es, bis zur Vollendung des 25. Altersjahrs, von jungen Erwachsenen spricht.

Das Bundesgesetz über die Familienzulage und die Vereinten Nationen definieren den Begriff Jugend in ähnlicher Weise. Nebst der Bezeichnung Teenager, wird durch die UN auch der Begriff des jungen Erwachsenen aufgegriffen, wie wir es im StGB schon gesehen haben.

Trotz der klaren rechtlichen Definition von Mündigkeit, welche mit dem vollendeten 18. Altersjahr erreicht ist (Art. 14 ZGB) und als rechtlicher Übergang ins Erwachsenenleben angesehen wird, sieht die Autorenschaft, dass die Altersgrenze in Bezug auf Massnahmen für Jugendliche in allen obgenannten Quellen ausgeweitet wurde. Aus entwicklungspsychologischer Sicht ist dies durchaus sinnvoll, da das Erreichen der Mündigkeit nicht mit dem Abschluss der Jugendphase gleichzusetzen ist. Wie Robert James Havighurst (1972) erläutert, stehen bis ins frühe Erwachsenenalter (18 – 30 Jahre) wichtige Entwicklungsschritte an, welche als Einflussfaktoren auf gewalttätiges Verhalten verortet werden können (S. 98).

Gestützt auf die oben dargelegten Überlegungen und Definitionen, wird in dieser Arbeit der Begriff Jugend bzw. Jugendliche wie folgt definiert:

Die Jugend ist eine Lebensphase, welche im Alter zwischen 12 und 25 Jahren anzusiedeln ist. Während dieser Lebensphase vollziehen Jugendliche wichtige Entwicklungsschritte bezüglich Beziehungsgestaltung, Selbstständigkeit, emotionaler Unabhängigkeit, Werteorientierung und Rollenfindung.

3.2 Gewalt

Begriffe wie Aggression, Gewalt, Kriminalität und Delinquenz werden im alltäglichen Sprachgebrauch häufig undifferenziert verwendet, obschon sie unterschiedliche, klar zu trennende Realitäten beschreiben. Eine Verwechslung kann dazu führen, dass Situationen falsch oder verschärft wahrgenommen werden. So kann ein Jugendlicher auf dem Schulgelände, welcher andere Jungen und Mädchen bedroht, je nach Einstufung der betrachtenden Person als aggressiv, gewalttätig, delinquent oder kriminell bezeichnet werden, was zu differenten Impressionen bei Drittpersonen führen kann.

Aggression

Das Begriffsverständnis für Aggression geht im Sprachgebrauch weit auseinander und wird auch in der Literatur häufig nicht differenziert. Laut Marion K. Underwood, Britt R. Galen und Julie A. Paquette (2001) gibt es für aggressives Verhalten über 200 unterschiedliche Definitionen (S. 275).

Eliot R. Smith und Diane M. Mackie (2007) definieren Aggression (lateinisch ‚aggressiō‘, ‚heranschreiten‘, ‚sich nähern‘, ‚angreifen‘) als Verhalten mit der Absicht, Anderen zu schaden (S. 504).

Eine in der Sozialpsychologie anerkannte und in der Forschung häufig verwendete Definition nach Robert A. Baron und Deborah R. Richardson (1994) geht noch weiter. Auch sie bezeichnen Aggression als ein Verhalten und schliessen die Absicht, eine andere Person schädigen oder sie verletzen zu wollen, mit ein, jedoch unter der zusätzlichen Voraussetzung, dass die geschädigte Person motiviert sein muss, die Behandlung vermeiden zu wollen (zit. in Klaus Jonas, Wolfgang Stroebe & Miles Hewstone, 2007, S. 267).

Dies gibt dem Begriff einen interaktionistischen Charakter, da somit Aggression erst durch eine Zielperson (Opfer) und dessen Haltung dazu, als solche bewertet werden kann und Interaktionen mit empfänglichen Zielpersonen (z.B. Masochisten oder Masochistinnen), somit nicht unter diese Definition fallen.

Gewalt

Obwohl Gewalt bislang kein eigenständiges Gebiet der sozialpsychologischen Grundlagenforschung konstituiert, wird zuweilen ein hohes Mass an Aggression oder Zufügung physischen Schadens als Gewalt bezeichnet. Es besteht die Annahme, dass dieselben Faktoren welche aggressives Verhalten aktivieren, auch zu Gewalt-handlungen führen (James T. Tadeschi, 2002, S. 573).

Nach Jonas et al. (2007) wird Gewalt in der Aggressionsforschung als ein mit Absicht schädigendes Verhalten definiert, das mit dem Einsatz des Körpers oder mit Androhung von körperlicher Vergeltung gekoppelt ist. Daraus folgern sie, dass Aggression nicht immer zu Gewalt führen muss, jedoch die Anwendung von Gewalt immer als Form von Aggression verstanden wird (S. 267).

Das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) definierte anlässlich des Berichts vom 11. April 2008 Jugendgewalt wie folgt:

„Als Jugendgewalt gelten vorsätzliche, strafbare Handlungen von Personen unter 18 Jahren, die entweder gegen Leib und Leben (Tötungsdelikte, Körperverletzungen, usw.), gegen die Freiheit (Drohung, Nötigung, usw.) oder gegen die sexuelle Integrität (Sexuelle Nötigung, Vergewaltigung, usw.) gerichtet sind.“

Das Verständnis von Gewalt nach Jonas et al. (2007) ist somit auch in der Definition des EJPD enthalten. Wurde aber mit strafrechtlich anerkannten Begriffen erweitert.

Für die Verfassenden dieser Arbeit ist es jedoch wichtig, dass die Definition breiter gefasst wird. Sie erachten es aufgrund der Ausführungen in Kapitel 3.1 als notwendig, die Altersspanne bis zum Vollenden des 25. Lebensjahrs auszuweiten.

Angelehnt an die Definitionen von Jonas et al. (2007) und des EJPD (2008), gehen die Autorin und der Autor in dieser Arbeit von folgender Definition für Jugendgewalt aus:

Als Jugendgewalt gelten für die Autorenschaft Handlungen ausgeführt von Personen zwischen 12 und 25 Jahren, welche mit schädigender Absicht und Einsatz des Körpers oder der Androhung körperlicher Vergeltung, gekoppelt sind.

Kriminalität und Delinquenz

Die Begriffe Kriminalität und Delinquenz sind sich sehr ähnlich und werden im alltäglichen Sprachgebrauch oft synonym verwendet. Laut dem Duden steht Kriminalität für ‚das Sich-strafbar-Machen‘ und Delinquenz ist der Fachausdruck für Straffälligkeit (Dudenredaktion, 2004, S. 279). Beide Begriffe können folglich verwendet werden, wenn eine Person das Strafrecht verletzt. Es ist jedoch nicht zwingend, dass die Verletzung mit Gewalt verbunden ist.

3.3 Gender

Obwohl sich diese Arbeit nicht direkt mit dem Thema Gender befasst, wird der Begriff mit Ausdrücken wie ‚genderspezifische Prävention‘ oder ‚genderunabhängig‘ regelmässig verwendet und soll daher in der Folge kurz erläutert werden.

Bevor die Verfassenden auf den Ansatz der sozialen Konstruktion von Geschlecht zu sprechen kommen, einer These welche in neueren Theorien der Geschlechterverhältnisse vertreten wird, gehen sie zunächst auf ältere, feministische Theorien aus der Soziologie und Psychologie ein.

„Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.“ (Simone de Beauvoir (1949) zit. in Bettina Heintz, 1993, S. 17).

Die in Beauvoir’s Aussage angelegte Unterscheidung, zwischen einem natürlichen und einem sozialen Geschlecht, wird in der englischen Sprache mit den Begriffen ‚sex‘ (natürliches Geschlecht) versus ‚gender‘ (soziales Geschlecht) wiedergegeben. Präziser ausgedrückt; für das sichtbare, biologische Geschlecht auf Ebene der Physiologie und Anatomie steht der Begriff ‚sex‘. Mit ‚gender‘ hingegen, ist das „kulturell variable soziale Geschlecht gemeint“, wie es Heintz (1993) umschreibt (S. 17).

Die Unterscheidung von ‚sex‘ und ‚gender‘ war in den sechziger und siebziger Jahren, des 20. Jahrhunderts, die theoretische Leitdifferenz der Frauenforschung, welche zum Ziel hatte, die Lebenswelt von Frauen und Mädchen zu erforschen. Mehrere Studien versuchten aufzuzeigen, dass die soziale Ungleichheit der Geschlechter nicht auf Basis körperlicher Differenzen erklärt werden kann, sondern durch soziale Machtverhältnisse. Dies sollte dazu dienen, das Modell der Gleichberechtigung im Kampf gegen den vorherrschenden Geschlechterdiskurs und seinen biologistischen Vorannahmen theoretisch zu untermauern. Da ‚anders sein‘ in dieser Zeit mit ‚weniger sein‘ assoziiert wurde, haben überwiegend beruflich ambitionierte Frauen, im Zuge des Gleichberechtigungsmodells, alle Differenzen zwischen den Geschlechtern negiert und ‚gleiche Rechte‘ gefordert. Dies implizierte faktisch das Weibliche als defizitär, da sich dahinter eine Angleichung an die ‚männliche Welt‘ versteckte. Auf diesem Hintergrund wurden Anfang der achtziger Jahre kritische Frauenstimmen laut, welche die Anerkennung anstelle der Negierung der Differenz forderten. Sie meinten, dass Frauen und Mädchen spezifische Realitäten hätten und nicht die männliche Lebenswelt als Bezugsnorm gelten dürfe. Die neue Forderung war die Anerkennung der Differenz und nicht deren Aufhebung.

Standen im Gleichberechtigungsmodell der soziale Status, die Macht und Gleichheit im Zentrum (gender), so lag der Fokus der Diskussion im Differenzmodell auf dem Körper der Geschlechter (sex), da an ihm eine Differenz am deutlichsten festgemacht werden konnte. Somit waren die zwei Positionen des Feminismus definiert: „Bei den einen wurde die Frau zu einer Person ohne Geschlecht, bei den anderen war sie nur noch Geschlecht.“ Beide Sichtweisen haben jedoch einen gemeinsamen Kern. Beide sehen den Körper als ‚ausserkulturellen Tatbestand‘ und ziehen zwischen Natur und Kultur eine scharfe Trennlinie (Heintz, 1993, S. 20ff.).

Kritikerinnen und Kritiker der beiden Modelle wandten sich gegen diese scharfe Trennung von Natur und Kultur. Die unhinterfragte Ausgangslage der binären Geschlechtlichkeit wäre ihrer Ansicht nach durch diese Modelle zementiert worden. So meinte Carol Hagemann-White (1988): „Es gibt keine, naturhaft vorgeschriebene Zweigeschlechtlichkeit, sondern nur verschiedene kulturelle Konstruktionen von Geschlecht.“ (zit. in Heintz, 1993, S. 27). Das Geschlecht ist demzufolge keine fixe Eigenschaft von Menschen, sondern etwas, das durch Interaktionen mit anderen hergestellt und verändert wird, oder wie Cadence West und Don. H. Zimmermann (1991) es ausdrücken: „doing gender“. Geschlecht ist nicht etwas das man hat, sondern tut (West & Zimmermann zit. in Heintz, 1993, S. 32).

Die Autorin und der Autor nehmen den letzten der drei Ansätze, die De-Konstruktion, als Basis für diese Arbeit. Dabei ist die Frage von zwei oder mehreren biologischen Geschlechtern für die Verfassenden in diesem Dokument nicht von belangen, jedoch sind sie überzeugt, dass Genderaspekte, wie beispielsweise das Rollenverständnis, durch Interaktionen in den Sozialisationsfeldern herausgebildet und gestärkt werden und somit kein generell gültiges Rollenbild entstehen kann.

4 Entwicklung und Ausmass der Jugendgewalt in der Schweiz

Im Folgenden Kapitel wird mit Hilfe verschiedener Quellen und Statistiken die aktuelle Datenlage zum Thema Jugendgewalt in der Schweiz aufgezeigt. Damit soll dem Leser und der Leserin das Ausmass und die Entwicklung des Phänomens Jugendgewalt aufgezeigt werden.

4.1 Erläuterungen zu den Datenquellen

Im Vergleich zu anderen Ländern, fehlt in der Schweiz nach wie vor ein nationales Indikatorsystem, welches über Ausmass und Entwicklung von Jugendgewalt Auskunft geben könnte. Es stehen jedoch verschiedene Datenquellen zur Verfügung, mit deren Hilfe die Situation und der Verlauf des Phänomens aufgezeigt werden können.

4.1.1 Hellfelderhebungen

Unter die Hellfeldstatistiken fallen die amtlichen Kriminalstatistiken des Bundes. Wichtige Datenquellen sind dabei die **Polizeiliche Kriminalstatistik der Schweiz (PKS)**, welche seit 1982 erhoben wird und die **Schweizerische Jugendstrafurteilsstatistik (JUSUS)**, die seit 1999 vereinheitlicht geführt wird. Beide liefern jährliche Daten zur Entwicklung der Jugendgewalt.

Laut Manuel Eisner, Denis Ribeaud und Rahel Locher (2009) weisen jedoch beide Datenquellen auch Mängel auf. Hellfelddaten resultieren aus einem langen Filterungsprozess, welcher mit der Begehung einer Straftat beginnt. Viele kriminologische Untersuchungen haben jedoch gezeigt, dass die grosse Mehrheit unentdeckter Straftaten im Dunkelfeld verbleibt. Im Hellfeld der PKS werden nur entdeckte, angezeigte und polizeilich registrierte Straftaten aufgeführt. Das bedeutet, dass die Entwicklung in der Statistik nicht nur von der Kriminalitätsentwicklung, sondern auch von der Anzeigebereitschaft der Bevölkerung und dem Registrierungsverhalten der Polizei abhängig ist (S. 31).

4.1.2 Dunkelfelderhebungen

Um die Hellfeldstatistiken zu ergänzen und Aussagen über die Entwicklung der Jugendgewalt sowie das Anzeigeverhalten machen zu können, wurden Methoden ausgearbeitet, um ein Abbild des Gewaltgeschehens aus dem Dunkelfeld liefern zu können. Darunter fallen insbesondere **Befragungen zu Opfererfahrungen** und zu selbst berichteter Gewalt. Die Kombination beider Befragungstypen hat sich in den letzten Jahren durch die Pionierarbeit vom Kriminologen Martin Killias zum Standard etabliert. Eisner et al. (2009) weisen jedoch darauf hin, dass durch die Opferbefragungen nur begrenzt Aussagen zur Entwicklung der Jugendgewalt gemacht werden könnten, da es sich dabei um Stichproben aus der Gesamtbevölkerung handle (kleiner Anteil Jugendlicher) und bei telefonischen Befragungen wenig integrierte oder sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen, welche überdurchschnittlich von Gewalt betroffen sind, nur schwer zu erreichen seien, was Auswirkungen auf die Repräsentanz der Ergebnisse habe (S.32).

Alternativ zu flächendeckenden Erhebungen bieten sich **Befragungen unter Jugendlichen** an, die in der Regel schriftlich in Klassenverbänden erfolgen. Diese Methodik hat verschiedene Vorteile. Aufgrund der Schulpflicht können nahezu alle Jugendlichen eines Jahrgangs erreicht werden. Die Teilnehmerraten von 90% übersteigen die telefonischen oder persönlichen Befragungen (30% - 50%). Durch die gegebene Anonymität (schriftliche Befragung) erhöht sich die Gültigkeit der Antworten, so dass solche Befragungen als sehr verlässlich gelten. Zudem können Tatumstände, sowie Reaktionen des Opfers und dessen Umfeld besser eingesehen werden, was Rückschlüsse auf das Anzeigeverhalten und ein Vergleich von Hell- und Dunkelfeld zulässt (Eisner et al., 2009, S. 34).

4.2 Ergebnisse aus dem Hellfeld

Wie unter Punkt 4.1.1. erläutert stehen die PKS und JUSUS zur Verfügung, um aus der Perspektive des Hellfelds Ausmass und Entwicklung der Jugendgewalt zu beleuchten.

4.2.1 Polizeiliche Kriminalstatistik Schweiz

Ausgehend von der PKS sind die Gewaltdelikte, welche von Jugendlichen verübt wurden, während der letzten 20 Jahre markant angestiegen (vgl. Abb. 4). Im Falle der Körperverletzung war der Anteil Jugendlicher (7 – 17 Jahre bis 1995 und 7 – 15

Jahre ab 1995 - 2006) in der Spanne 2004 – 2006 fünfmal so hoch, wie 1986. (vgl. Eisner et al., 2009, S.40) Bei Drohung, Nötigung und Erpressung sogar zehnmal so hoch. In Bezug auf andere Delikte stieg der Anteil weniger stark, doch sichtbar (Bundesratsbericht, 2009, S.10).

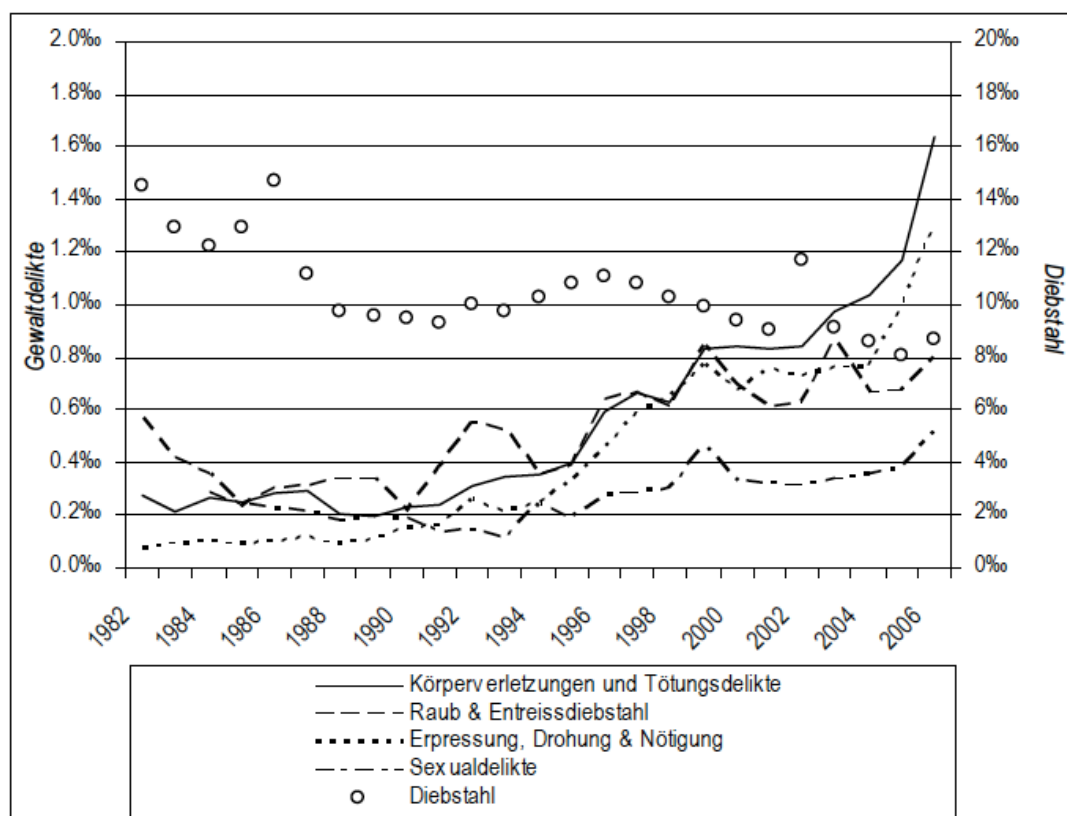


Abbildung 4 Entwicklung der Gewaltdelinquenz unter Minderjährigen; Polizeiliche Kriminalstatistik der Schweiz, registrierte Straftäter pro 1000 der altersgleichen Wohnbevölkerung (Eisner et al., 2009, S. 36)

Bei einer Abklärung mit dem Bundesamt für Statistik (BFS) (Telefonat mit Isabel Zoder am 19. Mai 2011), wurde darauf hingewiesen, dass die PKS in einem Projekt von 2006 bis 2009 revidiert worden sei und für die Zwischenzeit keine anderen Daten zur Verfügung stehen würden. Die Revision der PKS macht es unmöglich, einen aussagekräftigen Vergleich der aktuellen Daten mit den bis 2006 erhobenen zu vollziehen, da die Erhebungsmethodik überarbeitet wurde und zusätzlich andere Variablen ausgewiesen sind. Für zukünftige Auswertungen wird die überarbeitete Statistik einen Mehrwert darstellen, da delikt-, alters- und geschlechtsspezifische Unterschiede aus einer gesamtschweizerischen Perspektive betrachtet werden können.

4.2.2 Schweizerische Jugendstrafurteilsstatistik

Aus den Daten der JUSUS geht ein ähnliches Bild, wie schon in der PKS bis 2006 gesehen, hervor (Abb. 5). Auch hier steigen die Körperverletzungen und Tötlichkeiten begangen durch Jugendliche (10 – 18 Jahre) bis 2006 markant an, wobei ebenfalls augenscheinig ist, dass ab 2006/2007 eine Stagnation und später Regression eintritt. Methodische Änderungen an der Auswertung der Daten wurden nicht vorgenommen (Telefonat mit Robatti Mancini am 31. Mai 2011). D.h. die Anzahl Jugendstrafurteile für einfache Körperverletzung und Tötlichkeiten sind ab 2007 tatsächlich rückläufig resp. zumindest nicht weiter steigend. Diese Tendenz ist auch bei den anderen, aufgelisteten Vergehen feststellbar, ausser beim Angriff. Dort ist zu sehen, dass die Zahlen nach wie vor stetig steigen und 2009 im Vergleich zu 2006 eine Steigerung von über 131% festzustellen ist.

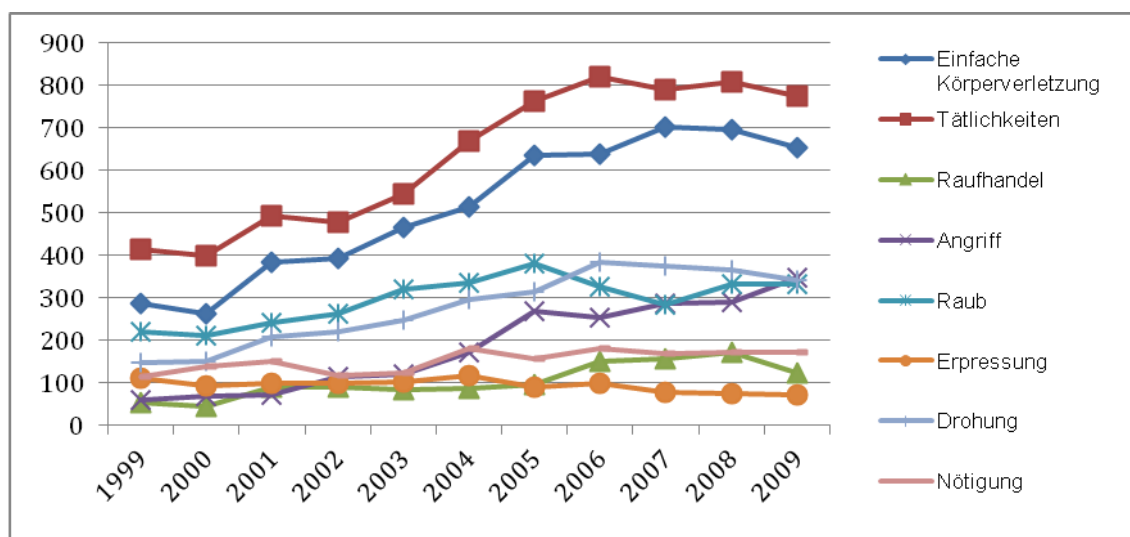


Abbildung 5 Konsolidierte Daten der JUSUS 1999 – 2009, Leichte Delikte (BFS, 2010)

Im Verhältnis zu den in Abbildung 5 aufgelisteten Urteilen, fallen die Fallzahlen für vorsätzliche Tötungen und schwere Körperverletzungen marginal aus und stellen 2009 ca. 1.05% der Urteile im Bereich der Gewaltstraftaten dar. Im Falle der schweren Körperverletzung ist im Jahr 2005 auf 2006 eine Steigerung von 120% feststellbar (von 10 Urteilen 2005 auf 22 Urteile 2006). Ab 2006 stagnieren die Zahlen auf einem ähnlichen Niveau. Ein Gegentrend bilden die Anzahl Urteile zur vorsätzlichen Tötung. Diese Zahlen gehen seit 2005 kontinuierlich zurück (62.5% weniger 2009, im Vergleich zu 2005) (vgl. Abb. 6).

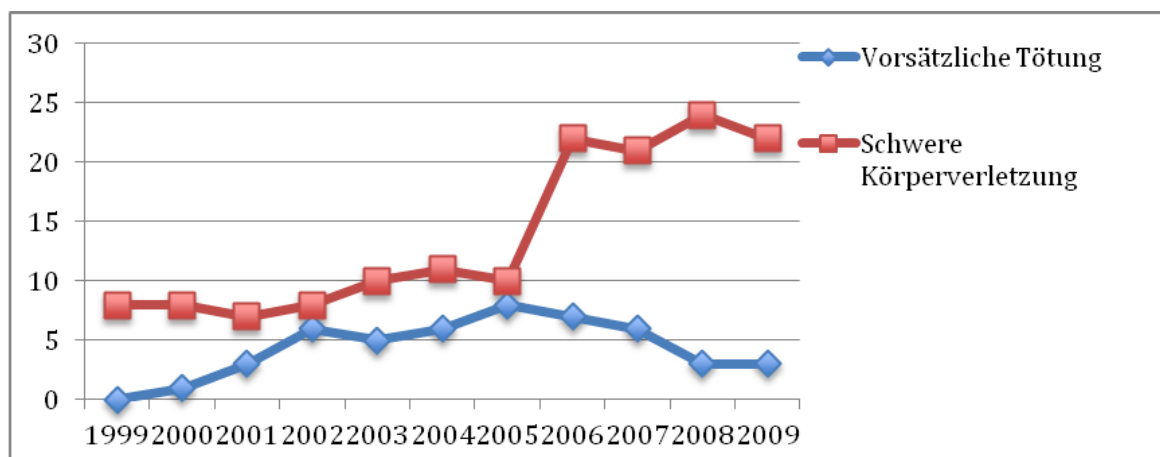


Abbildung 6 Konsolidierte Daten der JUSUS, Schwere Delikte (BFS, 2010)

Auch wenn für beide Delikte relativ grosse Schwankungen auszumachen sind, sollte bei der Interpretation und Argumentation doch berücksichtigt werden, dass es sich um sehr geringe Fallzahlen handelt, diese somit starken Schwankungen ausgesetzt sind und prozentuale Gegenüberstellungen ohne absolute Zahlen schnell zu falschen Impressionen führen können.

4.3 Ergebnisse aus dem Dunkelfeld

Bis heute liegen keine Daten zur Entwicklung der Jugendgewalt und des Anzeigeverhaltens im Dunkelfeld vor, welche die gesamte Schweiz betreffen. Wie bereits erläutert, beziehen sich die Befragungen zu Opfererfahrungen und selbst berichteter Gewalt (vgl. 4.1.2) auf Stichproben aus der gesamten Bevölkerung der Schweiz und somit nur zu einem kleinen Teil auf stark betroffene Bevölkerungsgruppen (Jugendliche, sozial Schwächere).

Die Autorin und der Autor beziehen sich aus diesem Grund auf die von Manuel Eisner und Denis Ribeaud durchgeführte Schülerbefragung im Kanton Zürich von 1999 und 2007. In beiden Jahren wurden rund 2500 Schülerinnen und Schüler der 9. Klassenstufe in einer Repräsentativbefragung zu Täter- und Opfererfahrungen schriftlich befragt. Eisner et al. (2009) sind der Meinung, dass es die bisher einzige verlässliche Datenquelle zur Entwicklung der Jugendgewalt im Dunkelfeld darstelle (S. 34).

4.3.1 Selbst berichtete Gewaltausübung (Tätererfahrungen)

In Tabelle 1 wird die Gewaltentwicklung aus der Täterperspektive dargestellt. Es wird aufgezeigt, wie viel Prozent der Befragten in den letzten 12 Monaten vor den Befragungen mindestens ein Mal, eine der aufgelisteten Taten begangen haben.

Taten	1999	2007	Signifikanz der Änderung
Körperverletzung	11.58%	12.54%	Nicht signifikant
Bedrohung mit Waffe	1.80%	1.70%	Nicht signifikant
Raub	2.10%	3.52%	Leicht signifikant
Erpressung	0.54%	0.91%	Nicht signifikant
Ernsthafte Belästigung	6.36%	4.44%	Leicht signifikant
Gewaltdelikte Total	16.15%	15.93%	Nicht signifikant

Tabelle 1 Jahresprävalenzen selbstberichteter Gewaltausübung (Eisner & Ribeaud., 2008, S. 34)

Im Gegensatz zu den Hellfelddaten zeigt sich bei den Daten zur selbst berichteten Gewaltausübung im Dunkelfeld eine Stagnation der Jugendgewalt. Im Falle von Raub lässt sich eine leicht signifikante Steigerung feststellen und bei der ernsthaften Belästigung ein Rückgang. Das Total der begangenen Gewaltdelikte lag jedoch in beiden Jahren bei ca. 16%.

4.3.2 Opfererfahrungen (Opferperspektive)

Ausgedehnter als bei der selbst berichteten Gewaltausübung, wurden die Befragten bei der Opfererfahrung gebeten, Angaben zu Gewalterfahrungen während den letzten 30 Monaten vor der Befragung zu tätigen. Die Angaben von 1999 und 2007 stehen sich in Tabelle 2 gegenüber.

Opfer von	1999	2007	Signifikanz der Änderung
Körperverletzung ohne Waffe	13.47%	14.04%	Nicht signifikant
Körperverletzung mit Waffe	4.74%	5.15%	Nicht signifikant
Raub	9.93%	8.09%	Leicht signifikant
Erpressung	5.79%	4.70%	Leicht signifikant
Sexuelle Gewalt	4.39%	4.29%	Nicht signifikant
Gewaltdelikte Total	16.15%	15.93%	Nicht signifikant

Tabelle 2 30-Monatsprävalenzen von Opfererfahrungen (Eisner & Ribeaud., 2008, S. 32)

Körperverletzung ohne Waffe ist sowohl 1999 als auch 2007 das am häufigsten erlebte Delikt unter den befragten Jugendlichen. Der Vergleich zwischen dem Jahr 1999 und 2007 weist auch bei den Daten der Opferbefragung keine signifikanten Änderungen der Situation aus. Einzige Ausnahmen stellen der Raub und die Erpressung dar, bei welchen ein leicht signifikanter Rückgang zu verzeichnen ist.

4.4 Geschlechtervergleich

Nebst der generellen Betrachtung des Phänomens Jugendgewalt ist im Rahmen dieser Arbeit ein Vergleich zwischen den Geschlechtern unumgänglich. Eine Auswertung (Abb. 7) aus den Datentabellen der JUSUS ergibt folgendes Bild.

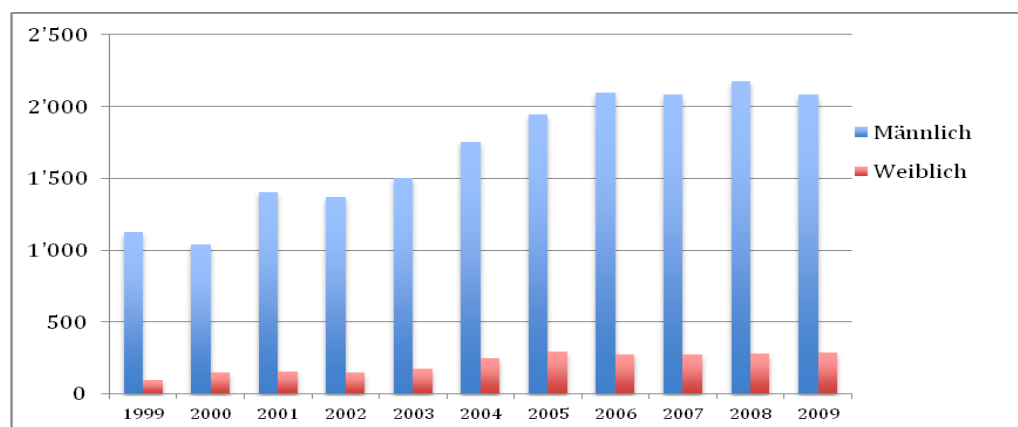


Abbildung 7 Vergleich aller Urteile mit Gewalttaten nach Geschlecht (JUSUS, 2010)

Aus dem Diagramm wird ersichtlich, dass der Anteil an Jugendstrafurteilen für weibliche Jugendliche um ein Vielfaches unterhalb von dem männlicher Jugendlicher liegt. Im Jahr 2009 betrafen 12.04% der Jugendstrafurteile mit Gewaltdelikten weibliche und 87.06% männliche Jugendliche.

Daten aus dem Dunkelfeld zeigen ebenfalls eine grosse, wenn gleich geringere Diskrepanz. So ergibt sich aus der Zürcher Schülerbefragung, dass 25% der befragten Knaben einmal oder mehrmals im Leben (Lebensprävalenz) durch eine Gewalttat auffallen, bei den Mädchen hingegen sind es knapp 6% (Bundesratsbericht, 2009, S. 17).

Martin Killias und sein Team weisen in ihrem Bericht Jugenddelinquenz im Kanton St. Gallen (2009) Jahresprävalenzen aus (Abb. 8), die auf einem vergleichbaren Niveau mit denjenigen von Eisner et al. (2009) sind.

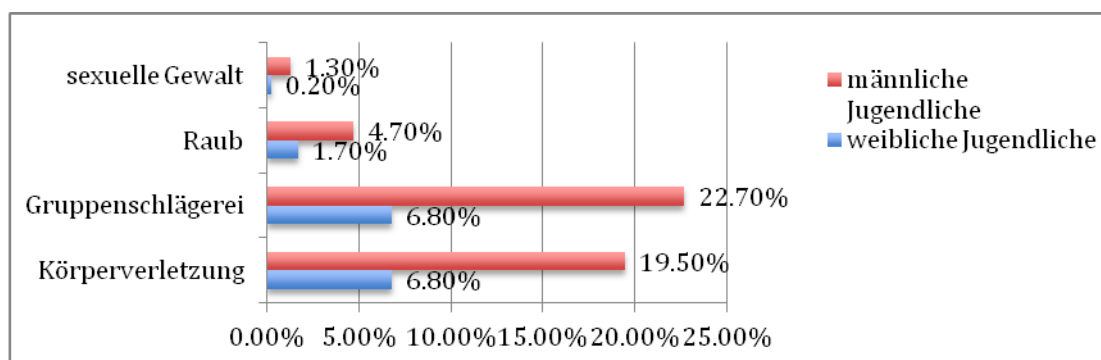


Abbildung 8 Jahresprävalenzen, Schülerbefragung St. Gallen (Killias, 2009, S. 19)

Die Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen in den amtlichen, wie auch den Dunkelfelderhebungen, werden nach wie vor kontrovers diskutiert.

Mirja Silkenbeumer (2010) erklärt dies damit, dass Mädchen generell weniger angezeigt werden und leichtere Delikte verüben, welche weniger angezeigt werden als schwere (S. 321). Herbert Scheithauer (2003) argumentiert ähnlich. Laut ihm können die Abweichungen auf ein differentes Aggressionsverhalten zurückgeführt werden. Er erläutert, dass in den von ihm untersuchten Studien vor allem prototypische Aggressionsformen (offen, physisch, verbal) untersucht worden seien und weniger unprototypische Formen (indirekte, relationale, soziale), welche häufiger durch Frauen und Mädchen angewandt würden (S. 15 ff.).

4.5 Anzeigeverhalten

Die Diskrepanz der Daten zwischen Hellfeld und Dunkelfeld ist offensichtlich. Betrachtet man Ergebnisse aus PKS und JUSUS (vgl. 4.2.) ist ein stetiger Anstieg der Jugendgewalt und 2006 eine Stagnation auf hohem Niveau festzustellen, wo hingegen im Dunkelfeld seit 1999 bis 2007 nahezu keine Unterschiede auszumachen sind.

Eisner et al. (2009) führen diese Abweichungen zwischen Hell- und Dunkelfeld auf eine Änderung im Anzeigeverhalten der Bevölkerung und bei den Jugendlichen zurück. So ergab sich aus der Zürcher Schülerbefragung 2007 eine relative Änderung des Anzeigeverhaltens im Falle von Körperverletzung ohne Waffe um ca. +119%, d.h. Delikte dieser Art wurden im Gegensatz zu 1999 über zwei Mal häufiger angezeigt. Bei Körperverletzung mit Waffe betrug die Zunahme gar über 150% (S. 39).

Die Daten geben allerdings auch Aufschluss darüber, dass nach wie vor nur ein geringer Teil der Gewaltdelikte angezeigt wird und die grosse Mehrheit im Dunkelfeld verbleibt. Vergleiche mit der nationalen Opferbefragung zeigen, dass sich das Anzeigeverhalten der Jugendlichen, dem der Erwachsenen allmählich angleicht (Killias et al. zit. in Eisner et al., 2009, S. 40).

Die Diskrepanz zwischen Hell- und Dunkelfeld in Bezug auf die Entwicklung von Jugendgewalt lassen sich, zumindest für die häufigsten Delikte wie Körperverletzung mit und ohne Waffe, durch eine Erhöhung der Anzeigeraten erklären (Eisner et al., 2009, S. 40).

4.6 Zusammenfassung

Obwohl mit der PKS und JUSUS umfangreiche Datensätze zur Verfügung stehen würden, um sich ein Bild über die Entwicklung und aktuelle Lage betreffend Jugendgewalt aus einer gesamtschweizerischen Perspektive im Hellfeld zu verschaffen, gestaltete sich ein Vergleich der beiden Statistiken für die Verfassenden als schwierig. Zum Einen ist dies auf die unterschiedlichen Variablen, wie die differenten Altersspannweiten und Strafurteils-Gruppierungen, zum Anderen auf die Revision der PKS und das dadurch bedingte Fehlen von Daten zurück zu führen.

Dennoch möchten die Autorin und der Autor festhalten, dass aus den aktuellen Daten der JUSUS klar zu sehen ist, wie der steigende Trend bei den einfachen Delikten (einfache Körperverletzung, Tötlichkeiten) durchbrochen ist und auf hohem Niveau stagniert, resp. momentan sogar in eine Regression übergeht. Auch bei den schwe-

ren Delikten sieht es so aus, als würden die Anzahl der Strafurteile seit 2006 stabil bleiben. Im Falle der vorsätzlichen Tötung, befinden sich die Zahlen gar auf dem Niveau von 2001 (vgl. 4.2.2.). Aus Sicht der Autorin und des Autors kann somit gesagt werden, dass auf Basis der JUSUS (10 – 18 Jährige) sowohl in Bezug auf die Häufigkeit, als auch die Intensität der begangenen Taten die Zahlen seit 2006 stabil verlaufen und teilweise sogar rückläufig sind. Dies widerspricht der aktuellen medialen Berichterstattung und Argumentation.

Im Dunkelfeld zeigen sich andere Resultate. Die beiden Schülerbefragungen (1999, 2007) fielen jeweils nahezu gleich aus und wiesen keine Steigerung auf. Ca. 16% der befragten Schülerinnen und Schüler machten die Erfahrung Opfer einer Gewalttat in den vergangenen 30 Monaten geworden zu sein. Wie in Kapitel 4.5 aufgezeigt wurde, ist die im Hellfeld bis 2006 andauernde Steigerung der Jugendgewalt mit einem veränderten Anzeigeverhalten zu erklären (Anpassung an Erwachsenenverhalten). Dabei scheint es der Autorin und dem Autor wichtig hervorzuheben, dass trotz des veränderten Anzeigeverhaltens weiterhin ein Grossteil der Gewalttaten unbemerkt und unaufgedeckt im Dunkelfeld verbleiben und amtliche Statistiken bedingt durch den gegebenen Filtrierungsprozess (vgl. 4.1.1.) nur die ‚Spitze des Eisbergs‘ zeigen.

Um ein effektives Abbild der Entwicklung von Jugendgewalt zu ermöglichen fehlt nach wie vor ein nationales Indikatorsystem im Dunkelfeld, was nach Ansicht der Autorin und des Autors im Rahmen von schriftlichen Befragungen, aufgezeigt am Beispiel der Zürcher Schülerbefragungen, auf die Schweiz ausgedehnt werden sollte. Im Hellfeld wurde mit der Revision der PKS ein grosser Schritt bereits vollzogen, was zukünftig auf vergleichbare Daten hoffen lässt.

Auch wenn der massive Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen (vgl. 4.4) sowohl im Hell-, als auch im Dunkelfeld ins Auge sticht und die Anzahl Täterinnen marginal wirken lässt, ist es der Autorenschaft wichtig darauf hinzuweisen, dass für die Prävention von Jugendgewalt, auch unprototypische Formen von belangen sind, welche in den behandelten Hell- und Dunkelfelddaten kaum gewichtet und untersucht wurden.

5 Risiko- und Schutzfaktoren - Ein Vergleich zwischen Jungen und Mädchen anhand des Ökologischen Erklärungsmodells der WHO

Wie wird Gewalt erklärt? Welche Faktoren begünstigen die Entstehung von Gewalt und welche wirken hemmend? Wirken bei Jungen die gleichen Risikofaktoren wie bei Mädchen?

Geht man diesen Fragen nach, trifft man auf eine nahezu unüberschaubare Fülle an Literatur, Theorien und Studien. Es stellt eine grosse Herausforderung dar, dabei den Überblick zu bewahren und allen relevanten Aspekten Beachtung zu schenken. Da wir in dieser Arbeit einen Vergleich der Risiko- und Schutzfaktoren von Jungen und Mädchen anstreben, um Schlussfolgerungen für oder gegen eine genderübergreifende Prävention zu ziehen, war es uns ein Anliegen, nicht nur einzelne Risikofaktoren vertieft zu betrachten, sondern den Blick über die verschiedenen Theorien hinweg zu öffnen und das breite Feld der Risikofaktoren zu beleuchten. Zudem sind die Autorin und der Autor der Überzeugung, dass für die Entstehung von Gewalt ein komplexes Zusammenspiel verschiedener Ursachen verantwortlich ist, welchem man mit der losgelösten Beleuchtung einzelner Aspekte nicht gerecht wird. Um sich jedoch in der Vielfalt der Quellen nicht zu verlieren, hat die Autorenschaft sich entschieden, auf der Basis von Schweizerischen Forschungsdaten zu arbeiten. In der Schweiz sind in diesem Bereich die beiden, oben bereits mehrfach zitierten, Soziologen Dr. phil. Manuel Eisner und Dr. phil. Denis Ribeaud führend, weshalb sich die Autorin und der Autor vornehmlich auf ihre Quellen gestützt haben.

5.1 Das ökologische Erklärungsmodell der WHO

Wie oben bereits erwähnt, war es der Autorin und dem Autor in dieser Arbeit wichtig, die Risiko- und Schutzfaktoren für Gewalt in ihrer ganzen Breite zu beleuchten. Um diesem Anspruch gerecht zu werden, haben sie sich entschieden, die Risiko- und Schutzfaktoren im Folgenden anhand des ökologischen Erklärungsmodells der WHO (Abb. 9), welches im Bundesratsbericht 2009 angepasst wurde, zu erläutern. Der Vorteil dieses Modells ist der ganzheitliche Blick, den es auf das Phänomen der Ent-

stehung von Gewalt erlaubt. So werden in diesem Modell nicht nur die individuellen, sondern auch die zwischenmenschlichen, sozialen, kulturellen und umgebungsspezifischen Faktoren mit einbezogen.

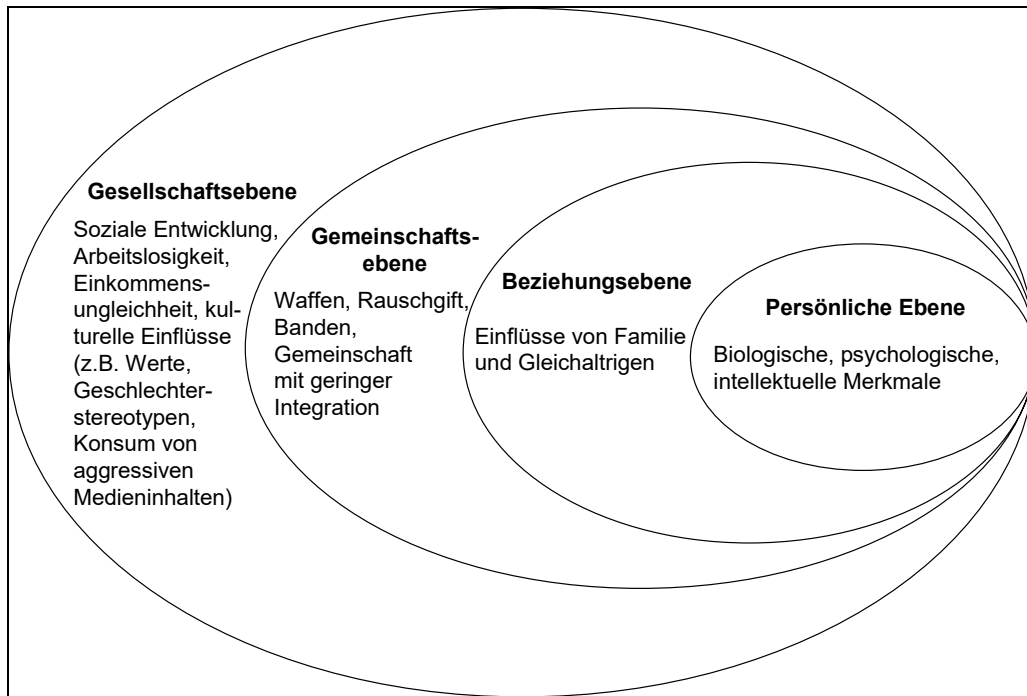


Abbildung 9 Ökologisches Erklärungsmodell der WHO (Bundesratsbericht, 2009, S. 14)

Diesen Blick auf die Entstehung von Gewalt teilen auch Eisner und Ribeaud (2003), welche sich mit der Beziehung der Mikro- und Makroerklärungen zum Phänomen Jugendgewalt auseinandersetzen:

Die Frage, wie beide Perspektiven theoretisch aufeinander zu beziehen sind und wie sich postulierte Wechselwirkungen auch empirisch nachweisen lassen, muss als ungelöst betrachtet werden. Konzeptionell hilfreich mag es sein, sich die verschiedenen Wirkungsebenen vereinfacht in einem Zwiebelmodell vorzustellen. Dabei bildet das Individuum und seine Motivationsstruktur den Kern. Darum herum lagert sich als eine erste Wirkungsebene die primäre Sozialisationsinstanz Familie, gefolgt vom weiteren unmittelbaren Netzwerk von Gleichaltrigen, Nachbarn, Lehrpersonen etc.. Eine dritte Ebene bildet das nicht mehr in direkten regelmässigen Interaktionen erschlossene weitere Umfeld eines Stadtteils, einer Stadt oder einer Region mit den jeweiligen Strukturen, Handlungsmustern, Ressourcenverteilungen und Vergemeinschaftung. Schliesslich kann

man als eine vierte Ebene hiervon gemeinschaftlichen Institutionen, Strukturen und kulturellen Mustern unterscheiden. (S. 186 f.)

In eine ähnliche Richtung argumentieren auch biopsychosoziale Ansätze, welche für die Entstehung von Gewalt sowohl biologische, wie auch Umweltfaktoren ins Feld führen. J. Martin Ramirez (1998), welcher diesen Ansatz ebenfalls vertritt, sieht Gewalt als ein Zusammenspiel endogener Bedingungen und exogener Stimuli sowie den momentanen Umständen, in denen sich eine Person befindet. Verhalten ist ihm zufolge niemals ererbt, sondern erlernt. Personen erben in seinen Augen nicht Aggressivität, sondern genetische Prädispositionen. Diese Prädispositionen haben einen Einfluss auf die Prozesse und die Entwicklung von Verhaltens- oder körperlichen Eigenschaften. Die Prozesse und die Entwicklung wiederum werden durch Umweltfaktoren beeinflusst (zit. in Herbert Scheithauer, 2003, S. 118). Auch Hafen (2009) schreibt in seinem Bericht zum Thema Prävention von Jugendgewalt, dass es sich um ein über alle Massen komplexes bio-psycho-öko-soziales Phänomen handelt mit einer immensen Vielfalt an Einflussfaktoren (S. 6). Trotz zunehmender Forschung im Bereich biopsychosozialer Risikofaktoren schlussfolgert Adrian Raine (2002): „we know surprisingly little about how these different sets of risk factors interact in predisposing to antisocial behavior.“ (zit. in Scheithauer, 2003, S. 118).

Im Folgenden sollen nun die Risikofaktoren für die Entstehung von Jugendgewalt in ihrer Breite dargestellt werden, um den oben erwähnten und den von der Autorin und dem Autor favorisierten Erklärungsansätzen gerecht zu werden.

5.2 Risikofaktoren auf der persönlichen Ebene

Die Risikofaktoren auf der persönlichen Ebene sind unmittelbar mit dem Individuum verbunden. Unter den biologischen Merkmalen werden Einflussfaktoren subsumiert, die genetisch bedingt sein können oder aber Eigenschaften, die sich aufgrund ungünstiger Entwicklungsbedingungen biologisch herausgebildet haben. Die psychologischen und individuellen Merkmale hingegen sind visuell nicht erkenn- oder nachweisbar. Sie könnten auch als Charaktereigenschaften betitelt werden.

5.2.1 Biologische Merkmale

In verschiedenen Studien konnten übereinstimmend biologische Risikofaktoren eruiert werden, welche mit einer erhöhten Gewaltbereitschaft im Jugendalter einhergehen (vgl. Scheithauer, 2003, S. 51 ff; Angela Ittel, Susanne Bergmann und Herbert Scheithauer 2008, S. 118). Hierzu gehören, wie dem Bericht von Eisner et al. (2009) zu entnehmen sind:

- das männliche Geschlecht
- ein tiefer Ruhepuls
- neurologisch mitbedingte Irritabilität und Erregbarkeit
- Risikofaktoren, welche die neuro-kognitive Entwicklung des heranwachsenden Kindes im Mutterleib oder nach der Geburt negativ beeinflussen, wie z.B., Suchtmittelkonsum während der Schwangerschaft, Geburtskomplikationen, ein leichtes Geburtsgewicht oder postnatale Depressionen. (S. 19 f.)

Ergänzend dazu lassen sich weitere Risikofaktoren anführen, wie genetische Dispositionen oder biochemische Faktoren. So wurde nachgewiesen, dass männliche Organismen aufgrund ihrer XY-Chromosomen-Struktur eine höhere Anfälligkeit für Entwicklungsabweichungen aufweisen. Als Grund dafür wird aufgeführt, dass das Y-Chromosom kleiner als das X-Chromosom ist, und die XX-Chromosomenkombination der Frau damit robuster ist. Aufgrund der Komplexität, der mit einem Verhalten wie Aggression verbundenen Gene, lassen sich wohl kaum direkte Verbindungen auffinden. Eindeutige genetische Marker existieren bis heute keine. Als biochemischer Faktor gilt ein tiefer Serotoninspiegel, welcher mit vermehrt aggressivem Verhalten einhergeht (Scheithauer, 2003, S. 53 f.).

Ebenso wurde in Studien ein Zusammenhang zwischen aggressivem Verhalten und dem Hormon Testosteron nachgewiesen. Ein Grossteil der Studien konnte bis anhin jedoch lediglich eine Korrelation von Testosteron und Aggression vermitteln. Unklar ist, ob es als Ursache fungiert oder lediglich eine Begleiterscheinung darstellt (Scheithauer, 2003, S. 61 f.).

Neure Studien haben gezeigt, dass biologische Faktoren insbesondere in Zusammenwirkung mit sozialen Risikofaktoren zu einer erhöhten Gewaltbereitschaft führen (Raine, 2002, zit. in Eisner et al. 2009, S. 20). Zum selben Schluss kommt Scheithauer (2003), welcher betont, dass bei der Entstehung von Gewalt und Aggression Genetische- und Umweltfaktoren zusammenspielen (S. 56).

5.2.2 Psychologische und individuelle Persönlichkeitsmerkmale

Zu den psychologisch und individuellen Risikofaktoren, welche Eisner et al. (2009) übergeordnet als Persönlichkeitsmerkmale bezeichnen, gehören:

- Ruhelosigkeit
- Impulsivität
- Risikobereitschaft
- mangelnde Frustrationstoleranz
- unterdurchschnittliche Intelligenz
- geringe Empathie
- aggressive Problemlösungsmuster
- Gewalt befürwortende Normen. (S. 19)

Hierbei handelt es sich um über die Zeit relativ stabile Muster des Erlebens, Fühlens, Denkens und Handelns. Wobei erstere vier Punkte häufig unter dem Überbegriff geringe Selbstkontrolle zusammengefasst werden (Eisner et al., 2009, S. 21).

Als einen wesentlichen Einflussfaktor sehen Ribeaud und Eisner (2010) die Kombination aus einer geringen Selbstkontrolle und einem erhöhten Bedürfnis nach ‚Sensation-Seeking‘ an. Kinder mit einer derartigen Kombination von Persönlichkeits-

merkmalen sind doppelt so stark gefährdet aggressiv zu handeln, als andere Kinder. Losgelöst vom Bedürfnis nach ‚Sensation-Seeking‘, wird fehlende Selbstkontrolle als einer der grössten persönlichen Risikofaktoren betrachtet (S. 481). Weitere persönliche Risikofaktoren mit einer hohen Korrelation zu aggressivem Verhalten sind die Akzeptanz von Gewalt befürwortenden Normen, mangelnde bzw. aggressive Problemlösungsmuster und delinquentes Verhalten bereits im Primarschulalter (Eisner, Ribeaud & Locher, 2008, zit. in Bundesratsbericht, 2009, S. 15).

Diese Risikofaktoren werden auch von Herbert Scheithauer und Franz Petermann (2002, zit. in Scheithauer, 2003, S. 50) und Sandrine Haymoz, Leslie Hermann, Sonia Lucia und Martin Killias bestätigt (zit. in Hans- Christoph Steinhausen & Cornelia Bessler, 2008, S. 53f.). Wobei Killias der Meinung ist, dass Impulsivität eher schwach mit Delinquenz korreliert, Risikobereitschaft hingegen bedeutsam ist.

5.2.3 Geschlechterdifferenzen

Die Übervertretung des männlichen Geschlechts in Zusammenhang mit Gewalt ist unbestritten (vgl. 4.4). Diese Übervertretung wird unterschiedlich begründet. So gibt es Erklärungsansätze, die davon ausgehen, dass Jungen bei den Gewaltdelikten aufgrund ihrer stärkeren Belastung mit Risikofaktoren übervertreten sind (Bundesratsbericht, 2009, S. 17; Terrie E. Moffit, Michael Rutter & Phil A. Silva, 2001, S. 109 f.; Ribeaud & Eisner, 2010, S. 489; Ittel et al., 2008, S. 118). Ribeaud und Eisner (2010) kamen in ihrer Studie zur Schülerbefragung überdies zum Schluss, dass Jungen eine erhöhte Vulnerabilität aufweisen. Zum gleichen Schluss kommt Scheithauer (2003, S. 56). Moffit et al. (2001) hingegen gehen davon aus, dass Mädchen und Jungen gleich vulnerabel sind (S. 90 ff.).

Expertinnen und Experten des Bundesratsberichts (2009) über Jugend und Gewalt waren mehrheitlich der Meinung, dass sich Mädchengewalt überdies anders äussert und weniger strafrechtlich verfolgt wird (S. 17). Dahingehend argumentiert auch Scheithauer (2003). Er weist darauf hin, dass in den meisten Studien nur die prototypischen Formen der Gewalt, wie körperliche Gewalt, untersucht wurden. Aktuelle Studien verdeutlichen jedoch, dass sich unter den Geschlechtern verschiedene Ausdrucksformen von Aggression zeigen. Frauen und Mädchen scheinen unprototypische Formen von Gewalt zu bevorzugen (vgl. 4.4). Diese Tatsache trägt dazu bei, dass in den Studien zu Gewalt, die Jungen massiv übervertreten sind (S. 14 f.). Zur selben Schlussfolgerung gelangen auch Eisner et al (2009, S. 16) und Resultate der Zürcher Schülerbefragung (2008), wo Mädchen bei der selbstberichteten Gewalt häu-

figerangaben, ‚Bullying‘ zu betreiben oder andere zu Schikanen oder Gewalt gegen unliebsame Personen angestachelt zu haben (zit. in Bundesratsbericht, 2009, S. 17).

Die biologischen Risikofaktoren betreffen sowohl Jungen wie Mädchen. Es ist jedoch festzuhalten, dass eine postnatale Depression der Mutter für Jungen mit einem signifikant höheren Risiko für spätere Gewaltbereitschaft verbunden ist, als bei Mädchen (Ribeaud & Eisner, 2010, S. 477). Ebenso sind Jungen in der frühen Kindheit stärker von biologischen Risikofaktoren betroffen (Ittel et al., 2008, S. 118).

Bei den psychologischen und individuellen Persönlichkeitsmerkmalen, welche als Risikofaktoren fungieren, sind eine geringe Selbstkontrolle, die Akzeptanz von Gewalt befürwortenden Normen, sowie aggressive Konfliktlösungsmuster sowohl für Jungen wie auch für Mädchen signifikant. Während ‚Sensation-Seeking‘ und das Fehlen adäquater Konfliktlösungsstrategien gemäss Ribeaud und Eisner (2010) nur für Jungen risikoerhöhend ist (S. 477).

5.3 Risikofaktoren auf der Beziehungsebene

Die Risikofaktoren auf der Beziehungsebene sind im nahen Umfeld des Individuums zu suchen. Bei Kindern spielt in den ersten Lebensjahren die Familie eine entscheidende Rolle bei der Sozialisation. Im Jugendalter erweitert sich der Interaktionsradius jedoch laufend. Die Sozialisationsinstanz Familie wird zunehmend von der Gleichaltrigengruppe ergänzt und in manchen Bereichen gar abgelöst.

5.3.1 Einflüsse der Familie

Eisner et al. (2009) unterscheiden beim Einfluss der Familie drei Teilbereiche, welchen sie jeweils verschiedene Risikofaktoren zuordnen:

Merkmale der Eltern:

- Kriminalität der Eltern
- Drogenkonsum der Eltern
- Depression der Bezugsperson
- Impulsivität, geringe Selbstkontrolle der Eltern
- Konflikt zwischen den Eltern
- Familiäre Gewalt zwischen den Eltern

Merkmale des Erziehungsstils der Eltern:

- Mangelnde elterliche Aufsicht
- Erratischer, inkonsistenter Erziehungsstil
- Kalte, zurückweisende Eltern
- Geringe aktive Beteiligung an kindlichen Interessen
- Kindsmisshandlung
- Vernachlässigung

Äussere soziale Verhältnisse der Familie:

- Tiefer sozialer Status
- Geringes Familieneinkommen
- Arbeitslosigkeit
- Zugehörigkeit zu benachteiligter Minderheit. (S. 19 f.)

Innerhalb des ersten Teilbereichs gilt die Kriminalität der Eltern als stärkster Effekt (Eisner et al., 2009, S. 21; Eisner & Ribeaud, 2003, S. 193). Ein weiterer nicht zu vernachlässigender Faktor sind Konflikte zwischen den Eltern. Tragen die Eltern ihre Konflikte in destruktiver, möglicherweise gar gewalttätiger Art und Weise aus, kann das Kind solche Konfliktlösungsmuster, in Form eines Lernprozesses übernehmen. Aber auch Kriminalität kann erlernt werden. Diese Art des Lernens wird Modelllernen genannt. Kinder und Jugendliche ahmen ihre Eltern und Bezugspersonen nach. Haben sie den Eindruck, dass ihr Modell durch die von ihm gewählte Verhaltensweise belohnt wird bzw. zum erwünschten Ziel gelangt, wird der Lernmechanismus zusätzlich verstärkt (Jonas et al., 2007, S. 275 f.).

Der Einfluss des Erziehungsstils auf das Gewaltverhalten von Kindern und Jugendlichen wurde mehrfach bewiesen. Gelingt es den Eltern nicht, ihr Kind emotional zu unterstützen und familiäre Beziehungen und Konflikte konstruktiv zu gestalten; überwiegt ein zurückweisender, bestrafender, inkonsistenter, restriktiver und gewalttätiger Erziehungsstil, so ist die soziale und kognitive Entwicklung eines Kindes gefährdet (Jürgen Raihtel & Jürgen Mansel, 2003, S. 25; Theo Doreleijers, Matthias Jäger & Daniel Gutschner, 2008, S. 29). In Bezug auf Gewalterfahrungen von Kindern und Jugendlichen weisen Studien darauf hin, dass das Risiko für Gewalt bei betroffenen Personen bis über das zweifache ansteigen kann (Pfeiffer et al., 1999 und Raihtel 2002 zit in: Eisner & Ribeaud, 2003, S. 193). Dieser Anstieg wird ebenfalls damit erklärt, dass die Kinder ihre Eltern als Vorbild sehen, und so diese problematischen Konfliktlösungsmuster im Sinne des oben erwähnten Modelllernens übernehmen. Neben diese Art des Lernens tritt die Theorie der direkten Verstärkung. Damit ist jener Mechanismus der Erziehung gemeint, der Verhalten von Kindern durch Belohnung oder Bestrafung verstärken bzw. reduzieren kann. Erreichen Kinder mit aggressivem Verhalten ihr Ziel, oder werden sie dafür gar gelobt, lernen sie, dass sich aggressives Verhalten auszahlt (Jonas et al, 2007, S. 275 f.). Duldung von Gewalt wird

von Kindern als Zustimmung gewertet (Scheithauer & Petermann, 2002, zit. in Scheithauer, 2003, S. 91).

Der dritte Teilbereich fällt insofern von den anderen beiden ab, als dass seine Einflussgrösse bei der Entstehung von Gewalt bedeutend kleiner ist im Vergleich zu den anderen zwei Bereichen (Eisner et al., 2009, S. 25; Ribeaud & Eisner, 2010, S. 477).

Haymoz et al. (2008) kommen in ihrer Analyse der Waadtländer Schülerbefragung zum Schluss, dass die elterliche Kontrolle über das Freizeitverhalten ihrer Kinder bei der Entstehung von Delinquenz von zentraler Bedeutung ist. Dieser Einflussfaktor ist gemäss ihren Resultaten gar stärker als der, der Familienstruktur und delinquenter Geschwister. Die Erklärung hierfür sehen sie darin, dass das Fehlen elterlicher Kontrolle zu vermehrten Schulabsenzen und Bandenzugehörigkeit führt. Beides Faktoren, die einen wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung von Jugenddelinquenz haben. Allerdings ist hier anzumerken, dass sich die Waadtländer Schülerbefragung mit dem Thema Delinquenz und nicht nur mit dem Phänomen Gewalt befasst (S. 53 ff.).

5.3.2 Einflüsse der Gleichaltrigengruppe

Die Gleichaltrigengruppe ist in der Adoleszenz für Jugendliche von zunehmend grösserer Bedeutung. Insbesondere im Hinblick auf die Herausbildung und Festigung von Normen, Einstellungen und Verhaltenstendenzen löst sie die Familie in manchen Sozialisationsaufgaben immer mehr ab (Raithel & Mansel, 2003, S. 27). Weiter gibt die Gleichaltrigengruppe den Jugendlichen Anerkennung und Geborgenheit, festigt das Selbstwertgefühl und fördert die Identitätsentwicklung. Je schwächer die Bindung zur eigenen Familie ist, umso grösser wird die Bedeutung der Gleichaltrigengruppe (Silkenbeumer, 2000, S. 62 f.).

Unbestritten ist die Tatsache, dass eine starke Korrelation zwischen dem eigenen delinquenten oder gewalttätigen Verhalten einer jugendlichen Person und dem Ausmass, in dem in deren Freundeskreis delinquentes Verhalten vorherrscht, besteht (Eisner & Ribeaud, 2003, S. 196). Die Gleichaltrigengruppe kann gemäss den Studien von Eisner et al. (2009) in dreifacher Hinsicht als Risikofaktor für Jugendgewalt wirken. Und zwar dann, wenn es zu einer Rückweisung durch konforme Gleichaltrige kommt, zu Freundschaften mit delinquenten Gleichaltrigen oder zu einer Mitgliedschaft in einer delinquenten Clique. Überdies bestätigen Studien dieser beiden Autoren, dass die Merkmale des Freundeskreises zu den grössten Risikofaktoren für Jugendgewalt gehören (S. 20 ff.).

Es kann jedoch nicht nur von einer eindimensionalen Beeinflussung der Jugendlichen durch die Gleichaltrigengruppe gesprochen werden. Martin Willi und Rainer Hornung (2002) gehen von drei verschiedenen Modellen aus, um den Zusammenhang zwischen Gewalt und der Gleichaltrigengruppe zu erklären:

1. Sozialisationsmodell: In diesem Modell wird davon ausgegangen, dass die Jugendlichen gewalttätiges und delinquentes Verhalten innerhalb eines problematischen Freundeskreises von anderen Jugendlichen erlernen.
2. Selektionsmodell: Dieses Modell geht davon aus, dass sich Jugendliche, aufgrund ihres eigenen delinquenten oder gewalttätigen Verhaltens einer Gleichaltrigengruppe anschliessen, welche ein ähnliches Verhalten zeigen, um so die soziale Unterstützung zu erhalten.
3. Interaktionsmodell: Dieses Modell verbindet die beiden ersten Erklärungsmodelle miteinander, indem es davon ausgeht, dass sich die beiden Einflussrichtungen gegenseitig ergänzen. (S. 181)

Eisner und Ribeaud (2003) gehen ebenfalls davon aus, dass nicht nur von einer kausalen Beeinflussung der Jugendlichen durch die Gleichaltrigengruppe gesprochen werden kann. In ihren Studien haben sie festgestellt, dass der Zugehörigkeit zu einer gewalttätigen Gruppe häufig eigenes aggressives Verhalten vorausgeht. In diesem Sinne ist sicherlich davon auszugehen, dass individuelle Faktoren einen starken Einfluss darauf haben, ob sich eine jugendliche Person einer devianten, gewalttätigen Gruppe anschliesst oder nicht. Laut Eisner und Ribeaud bestehen starke Hinweise dafür, dass familiäre Faktoren, wie Gewaltanwendungen innerhalb der Familie oder ein Mangel an elterlicher Kontrolle begünstigend für den Anschluss an eine deviante Gleichaltrigengruppe wirken (S. 196).

5.3.3 Geschlechterdifferenzen

Zusammenfassend lässt sich auch im Bereich der familiären Risikofaktoren feststellen, dass Jungen eine höhere Vulnerabilität aufweisen und den Risikofaktoren stärker ausgesetzt sind als Mädchen. Die Einflussfaktoren an sich sind jedoch praktisch identisch (Ribeaud & Eisner, 2010, S. 489).

In Bezug auf die familiären Risikofaktoren, Teilbereich ‚Merkmale Eltern‘, fällt auf, dass Jungen in einem massiv stärkeren Ausmass negativ von einer Depression der Mutter oder fehlender Selbstkontrolle der Eltern betroffen sind (Ribeaud & Eisner,

2010, S. 482). Für Mädchen hingegen haben eigene Gewalterfahrungen in der Kindheit einen stärkeren Einfluss auf spätere Gewaltbereitschaft als bei Jungen. So wurden laut einer von Ittel et al. (2008) zitierten Studie 20 % der gewalttätigen Mädchen und 10 % der gewalttätigen Jungen physisch missbraucht (S. 119).

Der Einfluss der Gleichaltrigengruppe auf die Gewaltbereitschaft junger Männer und Frauen ist, wie oben bereits erwähnt, einer der stärksten Risikofaktoren. Dies gilt für beide Geschlechter gleichermaßen, wobei auch hier anzumerken ist, dass die Jungen in diesem Bereich als vulnerabler gelten und dem Risikofaktor stärker ausgesetzt sind (Eisner & Ribeaud, 2003, S. 200; Eisner et al., 2009, S. 25).

5.4 Risikofaktoren auf der Gemeinschaftsebene

Die Risikofaktoren auf der Gemeinschaftsebene beziehen sich auf das Lebensumfeld der Jugendlichen und ihrer Familien. Im Bundesratsbericht (2009) wird diese Ebene insbesondere in Verbindung mit dem Sozialraum und öffentlichen Raum gebracht, in dem die Jugendlichen aufwachsen (S. 16). Die Autorin und der Autor sehen neben dem Lebensstil und situativen Faktoren, welche auf der Gemeinschaftsebene verankert sind, überdies das Schulsystem als einen Teil dieser Gemeinschaftsebene, weshalb dieser sehr bedeutende Einflussfaktor im folgenden Unterkapitel gleich zu Beginn beleuchtet wird.

5.4.1 Schule

Schulen gehören zu den wichtigsten Interaktions- und Sozialisierungsorten. Kinder und Jugendliche verbringen einen wesentlichen Teil ihrer Zeit in diesem System. Empirisch gesehen besteht kein Zweifel, dass die Wahrscheinlichkeit von Gewalt mit einer Reihe von schulbezogenen Merkmalen stark korreliert (Eisner & Ribeaud, 2003, S. 194).

Eisner et al. (2009) unterscheiden zwei Teilbereiche, welche beide mit dem System Schule in Zusammenhang stehen und Risikofaktoren beherbergen, welche die Wahrscheinlichkeit für gewalttätiges Verhalten erhöhen. Zum einen sind dies individuelle Merkmale der Kinder und Jugendlichen, welche sich in der Schule äussern und als Risikofaktoren gelten:

- frühes und häufiges Schulschwänzen
- geringe schulische Motivation
- schulischer Misserfolg
- geringe Bindung an die Lehrperson

Zum andern sind es Merkmale, welche dem System Schule zuzuordnen sind und ebenfalls als Risikofaktoren für mögliches gewalttätiges Handeln gelten:

- mangelhafte Regeldurchsetzung und Bewältigung von Konflikten
- Konzentration von problematischen Kindern (führt zur Verstärkung der Problementwicklung)
- Negatives Schulhausklima
- Mangelnde positive Unterstützung der Kinder. (S. 19 f.)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass gewalttätige Jugendliche nicht gerne zur Schule gehen und durch schlechte Schulleistungen auffallen. Will man Jugendliche in ihrer gesunden Entwicklung unterstützen, so ist es wichtig, dass positive Beziehungen zur Lehrperson ermöglicht werden und eine psychosoziale Einbindung in die Schule gelingt. Regeln sollen klar sein und konsequent umgesetzt werden. Zudem ist es wichtig, dass innerhalb der Schule positive Perspektiven existieren, welche außerhalb der intellektuellen Lernanforderungen stehen. So können auch schulisch schwachen Kindern Erfolgserlebnisse vermittelt werden (Haymoz et al., 2008, S. 61).

In der Literatur finden sich verschiedene Erklärungsansätze, die sich mit dem Zusammenhang zwischen schulischen Risikofaktoren und gewalttätigem Verhalten auseinandersetzen. Eisner und Ribeaud (2003) stellen in ihrem Aufsatz drei dieser Theorien vor. Spannungstheoretische Perspektiven gehen davon aus, dass schulische Belastungen zu Stress und als Folge davon zu Gewalt und anderen Formen von Delinquenz führen. Verschärfend wirkt, wenn die Eltern hohe Leistungserwartungen haben, welche die Jugendlichen zusätzlich unter Druck setzen. Ein anderer Erklärungsansatz bestreitet die Kausalität zwischen schulischen Risikofaktoren und gewalttätigem Handeln und sieht in diesen beiden Phänomenen vielmehr zwei eigenständige Erscheinungsformen mit gemeinsamer Ursachenbildung. Diese These wird durch die Tatsache unterstrichen, dass Schulprobleme und Gewalt mit ähnlichen Persönlichkeitsmerkmalen korrelieren. Interaktionistische Ansätze hingegen gehen davon aus, dass sich schulische Probleme und Gewalt gegenseitig aufschaukeln (S. 195).

5.4.2 Situative Faktoren und Lebensstil

Versucht man im Bereich des Lebensstils und situativer Faktoren Gründe für die Entstehung von Gewalt zu eruieren und Erklärungsansätze für diese zu finden, so bewegt man sich im Bereich situativer Erklärungsmodelle. Diese Modelle wurden in der Gewaltforschung lange vernachlässigt und gewannen erst in den letzten zwei bis maximal drei Dekaden vermehrt Beachtung. Es unterscheiden sich darin zwei Forschungsschwerpunkte. Psychologische Untersuchungen suchen in erster Line nach situativen Auslösern, welche aggressives Handeln begünstigen. Soziologische Perspektiven hingegen gehen der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Lebensstil und Gewaltwahrscheinlichkeit nach (Eisner & Ribaud, 2003, S. 197).

Eisner et al. (2009) unterscheiden drei Teilbereiche von **situativen Merkmalen**, welche als Gewalt- und Aggressionsfaktoren gelten:

Raum und Zeit:

- Wochenende, besonders Freitag und Samstag
- Nachts
- Stadtzentrum, Umfeld von Brennpunkten der Vergnügungsaktivitäten von Jugendlichen

Individuelle situative Merkmale:

- Alkoholeinfluss, Drogeneinfluss
- Hohe Erregbarkeit, leichte Provozierbarkeit
- Erwartung von Randalen und Konflikten

Merkmale des Umfelds:

- In einer Gruppe von Gleichgesinnten
- Vorhandensein von Waffen
- Provokation durch verbale, symbolische oder physische Aggression

- Geeignetes Opfer
- Geringe soziale Kontrolle. (S. 20)

Im **Lebensstil** der Jugendlichen sehen Eisner et al. (2009) folgende Risikofaktoren:

- Häufiges Ausgehen
- Hoher Medienkonsum
- Konsum aggressiver, pornographischer Medien
- Starker Alkohol- und Drogenkonsum. (S. 20)

Wie die Aufzählung verdeutlicht, ist eine scharfe Abgrenzung der beiden Teilbereiche kaum möglich und so kommt es zu Überschneidungen und teilweisen Wiederholungen der einzelnen Risikofaktoren. Auch zu anderen Einflussfeldern, wie individuelle Merkmale (siehe Erregbarkeit) ist eine saubere Abgrenzung nur bedingt möglich. Trotz dieser Unschärfen sind wichtige Aussagen erkennbar.

Die Situation, in der sich Jugendliche befinden, leistet einen entscheidenden Beitrag dazu, ob eine gewalttätige Auseinandersetzung erfolgt oder nicht. Besonders gefährdet sind Jugendliche, welche an Freitag- und Samstagabenden unterwegs sind und sich an Orten bewegen, die einer geringen sozialen Kontrolle ausgesetzt sind. So ereignet sich Jugendgewalt kaum je in Situationen, die durch Eltern, Lehrer, Sicherheitskräfte oder Polizei kontrolliert werden (Eisner et al., 2009, S. 24). Zum gleichen Schluss kommen Haymoz et al. (2008). Sie bezeugen in ihrem Artikel, dass unstrukturiertes Freizeitverhalten und häufiger Aufenthalt im öffentlichen Raum in den Abendstunden eng mit Delinquenz und Viktimisierung korreliert und plädieren deshalb für eine wiederkehrende stärkere Kontrolle des Freizeitverhaltens durch die Eltern. Die Überlegungen von Haymoz et al. gehen gar so weit, für Jugendliche eine Polizeistunde einzuführen, um die Eltern zu unterstützen und das Ausmass der Jugendgewalt zu senken (zit. in Steinhausen, S. 51).

Ein weiterer Faktor, welcher dem Aufenthalt Jugendlicher im öffentlichen Raum in jüngster Zeit immer stärker entgegenwirkt ist die Tatsache, dass die immer grösser werdende Verfügbarkeit elektronischer Medien zu einer massiven Veränderung im jugendlichen Freizeitverhalten seit 1999 geführt hat. Jugendliche verbringen heute viel mehr Zeit beim DVD konsumieren oder auf interaktiven Plattformen im Internet

als noch vor 8 Jahren. Dies hat zu einem Rückgang sozialer Aktivitäten geführt und dazu, dass Jugendliche heute weniger ausgehen. In Bezug auf situative Risikofaktoren stellt dies eine Entschärfung der Situation dar. Verschärfend wirkt jedoch die Tatsache, dass der Mangel an Kontakten mit Gleichaltrigen das langfristige Erlernen sozialer Kompetenzen und insbesondere des deeskalierenden gewaltfreien Umgangs mit Konflikten erschwert (Ribeaud & Eisner, 2008, S. 146). Auf die Wirkung von problematischem Medienkonsum wird unter Kapitel 5.5.2 vertieft eingegangen.

Wie oben bereits erwähnt, ist das Freizeitverhalten gefährdeter Jugendlicher von Alkohol- und Drogenkonsum geprägt. Laut einigen, im Bundesratsbericht (2009) erwähnten Umfragen einer Fachstelle für Alkohol- und Drogenprobleme, besteht ein massiver Zusammenhang zwischen Alkoholkonsum und Gewalttaten (S. 53). Gemäss einer Studie von Emmanuel Kuntsche, Gerhard Gmel und Beatrice Annaheim (2006) weisen 20% der Jugendlichen zwischen 13 und 17 Jahren einen problematischen Alkoholkonsum auf (25% der Jungen und 15% der Mädchen):

- Diese 25% der Jungen begehen gleichzeitig 50 bis 60% aller Gewalthandlungen von Jungen und sind Opfer von 40 bis 50% der Gewaltakte gegen Jungen. Analog begehen die 15% der Mädchen mit Problematischem Alkoholkonsum 40 bis 50% aller Gewalthandlungen von Mädchen und sind Opfer von 30 bis 40% aller Fälle von Gewalt gegen Mädchen. (zit. in Bundesratsbericht, 2009, S. 53)
- Gleich wie der Konsum von Alkohol, korreliert auch der Konsum von Drogen mit Jugendgewalt. Zum Einen kann der Konsum zu einer Beschaffungskriminalität führen, zum Andern zur Entstehung psychischer Störungen, die wiederum das Auftreten von Gewalt begünstigen (Bundesratsbericht, 2009, S. 54). Auf eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Wirkung und dem Einfluss verschiedener Substanzen wird an dieser Stelle verzichtet. Da jedoch der Cannabiskonsum unter Jugendlichen am stärksten verbreitet ist, wird auf eine Studie von Charles Kurth (2006) verwiesen, welche zum Schluss kommt, dass der Cannabis-Konsum hoch mit Jugenddelinquenz korreliert (zit. in Haymoz et al., 2008, S. 53).

5.4.3 Sozialraum

Genau wie der Lebensstil und die situativen Faktoren, beherbergt auch der Sozialraum Risikofaktoren, welche die Entstehung von Gewalt begünstigen. Je älter Kinder werden, desto häufiger und weiter bewegen sie sich in der Nachbarschaft und im sozialen Raum.

Es ist unbestritten, dass in gewissen Quartieren und Regionen das Ausmass von Jugendgewalt höher ist, als an anderen Orten. Als Grund hierfür werden insbesondere zwei Erklärungen angeführt:

In belasteten Quartieren ist die soziale Benachteiligung (Arbeitslosigkeit, tiefer Bildungsstand, Sozialhilfeempfänger) erheblich höher, als in weniger belasteten Gegenden. Dies rührt daher, dass mehr Familien mit erhöhter Risikobelastung in diesen Quartieren wohnen. Das wiederum kann zu einer Verstärkung von Problementwicklungen durch Gleichaltrige führen (Eisner et al., 2009, S. 23 und 83).

Sozialökologische Theorien hingegen argumentieren mit übergeordneten Merkmalen von bestimmten Raumeinheiten. Der wichtigste neuere Ansatz in dieser Richtung stammt von Robert J. Sampson, Stephen Raudenbush und Felton Earls (1997, 1999). Sie argumentieren, dass kollektive Wirksamkeit – definiert als gegenseitiges Vertrauen und die Bereitschaft, sich aktiv an der Überwachung von Kindern und der Aufrechterhaltung von öffentlicher Ordnung zu beteiligen – den zentralen Mechanismus bildet, der darüber entscheidet, ob in einem Quartier oder Stadtteil das Ausmass der Jugendgewalt höher oder tiefer liegt. Geringe kollektive Wirksamkeit kann zum Beispiel bedeuten, dass die Eltern sich gegenseitig kaum unterstützen und sich auch nicht an kollektiven Quartier- oder Schulaktivitäten beteiligen. Das Vertrauen zwischen den einzelnen Gruppen in der Nachbarschaft ist in solchen Quartieren eher gering (zit. in Eisner et al., 2009, S. 83).

Existieren zusätzlich, in diesen ohnehin schon Problembelasteten Gegenden noch Jugendbanden, die sich durch Gewaltbereitschaft charakterisieren, steigt das Risiko zusätzlich (vgl. 5.3.2). Setzt sich in Quartieren eine Gewaltkultur fest, so steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sich Kinder und Jugendliche an Gewalt befürwortenden Normen orientieren, diese als normal und akzeptabel betrachten und für sich übernehmen.

5.4.4 Geschlechterdifferenzen

In Bezug auf schulische Risikofaktoren gilt zu wiederholen, was sich bis jetzt praktisch systematisch durch den Vergleich der Geschlechterdifferenzen hindurch gezogen hat. Die obgenannten Risikofaktoren gelten für beide Geschlechter. Bei den schulischen Risikofaktoren ist die Vulnerabilität der Jungen im Vergleich zu den Mädchen gemäss der Studie von Eisner und Ribeaud (2010) jedoch massiv grösser. Für sie scheinen schulische Risikofaktoren besonders kritisch zu sein (S. 483 und 489; Eisner et al., 2009, S. 26).

Auch in Bezug auf einen problematischen Lebensstil sind Jungen verletzlicher als Mädchen. Auffallend ist allerdings, dass häufiges Ausgehen nur für Jungen ein Risikofaktor darstellt, für Mädchen jedoch nicht (Eisner et al., 2009, S. 26). Der Konsum von Alkohol ist ebenfalls für beide Geschlechter Risiko erhöhend, wobei Mädchen im Vergleich zu Jungen signifikant weniger einen problematischen Alkoholkonsum aufweisen (vgl. 5.4.2).

Zu den Risikofaktoren im Sozialraum wurde kein Geschlechtervergleich gefunden.

5.5 Risikofaktoren auf der Gesellschaftsebene

Auf der letzten Ebene bewegen wir uns auf der Gesellschaftsebene. Die Risikofaktoren auf dieser Ebene entspringen einer ganzen Gesellschaft und fördern die Entstehung von Gewalt ebenfalls. Der gesellschaftliche und wirtschaftliche Wandel, die Omnipräsenz von Medien sowie bestimmte kulturelle und gewaltlegitimierende (Männlichkeits-) Normen tragen dazu bei, dass Jugendliche zusätzlichen Risikofaktoren ausgesetzt sind.

5.5.1 Gesellschaftlicher Kontext und Wandel

Im Rahmen der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der letzten paar Jahrzehnte haben sich für Kinder und Jugendliche neue Herausforderungen herausgebildet. Die Übergänge zwischen Schule und Ausbildung sind nicht mehr so normiert wie früher. Den Jugendlichen stehen viel mehr Möglichkeiten und Chancen offen. Diese Fülle an Möglichkeiten kann jedoch zu gleich verunsichern und es entsteht die Gefahr der Überforderung. Die Lebensentwürfe der Eltern dienen nicht mehr ohne weiteres als Orientierungshilfe. Von den Jugendlichen wird viel Eigeninitiative, Engagement und Interesse gefordert. Die Jugendzeit als Zeit des Übergangs, wird somit in einem Spannungsfeld von Anforderungen der Wissens- und Leistungsgesellschaft und den Reizen der Erlebnis- und Konsumgesellschaft erlebt. Von zentraler Bedeutung für die gesunde Entwicklung von Jugendlichen und positive Zukunftsaussichten ist deshalb die Fähigkeit, sich in diesem Spannungsfeld bewegen zu können. Hierfür benötigen die Jugendlichen einen adäquaten Bildungsabschluss, aber auch soziale und persönliche Kompetenzen, sowie tragfähige soziale Beziehungen. Vor besondere Herausforderungen werden in diesem Bereich Jugendliche aus bildungsfernen und sozial schwachen Schichten gestellt, wie auch Jugendliche, die einen Migrationshintergrund haben (Bundesratsbericht, 2008, S. 7).

Neben dieser Unsicherheit, herbeigeführt durch die vielen Möglichkeiten aber auch die hohen Anforderungen, tritt die Unsicherheit der sich ständig wandelnden und diversifizierenden Werte und Normen (vgl. Helmut Klages, 2001; Karl-Heinz Hillmann, 2001). In ihrem Entwicklungs- und Individualisierungsprozess verlieren manche Jugendliche dadurch ihre Bezugspunkte und werden in ihrer Identitätsbildung gestört. Ein besonderes Gewaltisiko besteht dann, wenn die übernommenen Werte einen ideologischen Charakter annehmen und auf Gruppendynamik beruhen (Bundesratsbericht, 2009, S. 16).

Auf den Zusammenhang zwischen Migration und Gewalt werden die Autorin und der Autor nicht weiter eingehen, da dies den Rahmen dieser Arbeit leider sprengen würde. Soviel sei jedoch dazu gesagt. In der öffentlichen Diskussion wird immer wieder auf die hohe Übervertretung ausländischer Jugendlicher im Bereich der Jugendgewalt hingewiesen. Diese Sorge gilt es ernst zu nehmen, obschon der Migrationseinfluss laut Studien marginal ist. Die Übervertretung ausländischer Jugendlicher wird viel eher darauf zurückgeführt, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund eine besondere Konzentration von Risikofaktoren aufweisen, welche bei Schweizer Jugendlichen ebenfalls zu einer erhöhten Gewaltbelastung führen würde (Bundesratsbericht, 2009, S. 18). Wünschenswert wäre, wenn diese Erkenntnis Eingang in den öffentlichen Diskurs finden würde.

Abschliessend sei noch erwähnt, dass in Ländern, in denen das Ausmass an krimineller Gewalt hoch ist, auch die soziale Ungleichheit besonders hoch ist, grosse ethnische, kulturelle oder religiöse Bevölkerungsgruppen dauerhaft von der Zivilgesellschaft ausgeschlossen sind und der Staat eine geringe Legitimität genießt. Im Gegensatz dazu ist die Gewaltrate in Ländern, in denen alle gesellschaftlichen Gruppen an der Zivilgesellschaft teilhaben, in denen absolute und relative Armut selten und in denen der Staat glaubwürdig und effizient ist, eher tief (Eisner et al., 2009, S. 23).

5.5.2 Medien

Der Einfluss von Medien auf die Gewaltbereitschaft Jugendlicher wird in der Forschung kontrovers diskutiert. Eine der Hauptschwierigkeiten in diesem Bereich besteht nach Oliver Steiner (2009) darin, dass Ursache – Wirkungs- Zusammenhänge durch empirische Studien kaum festzustellen sind. Zwar konnte nachgewiesen werden, dass zwischen Medienkonsum (sowohl Fernsehkonsum wie auch der Nutzung gewaltdarstellender Computerspiele) und Aggression ein Zusammenhang besteht, doch geht daraus nicht klar hervor, ob die Medien dabei als Verursacher fungieren oder Symptom einer bestimmten Sozialisation darstellen (S. 23 f.). Die Katharsistheorie, welche davon ausgeht, dass der Konsum gewaltdarstellender Medien zu einem Abbau der Aggressivität führt, wird gemäss Michael Kunczik und Astrid Zipfel (2006) in Studien zumeist widerlegt (S. 86).

Steiner (2009) kommt in seinem Bericht zum Schluss, dass eine generelle Gefährdung von Jugendlichen durch den Konsum gewaltdarstellender Medien aus wissenschaftlicher Sicht kaum existent ist. Er stützt sich dabei auf die Analyse diverser Studien, welche im Zusammenhang mit Medien und deren Einfluss auf Gewaltverhalten

durchgeführt wurden. Medien können nach seinen Einschätzungen jedoch im Zusammenhang mit weiteren belastenden Kontextfaktoren eine negative Wirkung entfalten. Dies bedeutet, dass sich bei jenen Jugendlichen, die bereits anderen Risikofaktoren ausgesetzt sind und zusätzlich gewaltdarstellende Medien konsumieren, die Gefahr erhöht, gewalttätiges Verhalten zu entwickeln (S. 35 f.). Welchen Einfluss Medien innerhalb kumulativer Gefährdungen für die Entwicklung und Verstärkung aggressiver Dispositionen übernehmen, wurde ist bis heute wissenschaftlich nicht nachgewiesen. Diesbezüglich besteht ein erweiterter Forschungsbedarf (Joanne Savage 2004, zit. in Steiner, 2009, S. 27).

Die folgende Tabelle 3 zeigt Einflussfaktoren, welche in Bezug auf problematischen Medienkonsum besonders risikoverschärfend wirken.

Kontextdimensionen	Zentrale Kontextfaktoren bezüglich Gefährdungspotential
Soziale Faktoren	<ul style="list-style-type: none"> - Elterliche Vernachlässigung und Ablehnung, belastete Eltern-Kind-Kommunikation - Spannungen, Konflikte und Gewalt innerhalb der Familie - Fehlende Elterninvolviertheit und -kontrolle des Medienkonsums - Geringe Medienkompetenz der Eltern, insbesondere in Bezug auf Neue Medien - Hoher oder exzessiver Medienkonsum der Eltern sowie von Gleichaltrigen - Zugehörigkeit zu gewaltorientierten Peergruppen - Niedriges formales Bildungsniveau der Eltern
Personale Faktoren	<ul style="list-style-type: none"> - Früher Beginn des Konsums gewaltdarstellender Medien - Trait-Aggressivität¹ - ‚Sensation-Seekig‘ - Männliches Geschlecht - Bereits vorhandenes Aggressionspotenzial - Hoher oder exzessiver Konsum - Introvertiertheit, Ängstlichkeit - Eingeschränkte soziale Intelligenz und intellektuelle Leistungsfähigkeit
Mediale Faktoren	<ul style="list-style-type: none"> - Fehlende Kontextgebundenheit der Gewaltdarstellung - Fehlende Opferperspektive - Hoher Realitätsgrad der Darstellung - Verfügbarkeit von audiovisuellen Medien (vor allem im Kinderzimmer)

Tabelle 3 Zentrale Kontextfaktoren hinsichtlich des Gefährdungspotenzials gewaltdarstellender Medien bei Heranwachsenden (Steiner, 2009, S. 35)

¹ Das Konzept der Trait-Aggressivität geht davon aus, dass bereits aggressive Individuen Muster von Gewalt zur Nachahmung suchen.

Im Bundesratsbericht (2009) zum Thema Jugend und Gewalt wird Steiner dahingehend paraphrasiert, dass das Gefährdungspotential dann besonders hoch ist, wenn Kinder und Jugendliche ungeschützt und über einen längeren Zeitraum Zugang zu Medien haben, ohne dass eine gemeinsame Nachbearbeitung mit erwachsenen Bezugs- und Vertrauenspersonen erfolgt, bei welcher Ängste und Gefühle, die durch den Medienkonsum ausgelöst wurden, thematisiert werden können (S. 64).

5.5.3 Geschlechterrollenstereotypen

Sucht man nach Risikofaktoren auf der Gesellschaftsebene, so sieht man sich bald mit dem Einfluss von Geschlechterrollenstereotypen auf die Entstehung von Gewalt konfrontiert. Dieser Einflussfaktor ist dann von besonderem Interesse, wenn das Phänomen Jugendgewalt genderspezifisch betrachtet wird. Vergleicht man die einzelnen Risikofaktoren auf einer breiteren Ebene miteinander, so fällt auf, dass man der Thematik jedoch nicht gerecht wird, wenn der Fokus nur auf der Geschlechterproblematik liegt.

Eine Rolle wird von Alice H. Eagly (1987) als die Summe der sozialen Erwartungen definiert, die eine Gruppe von Personen teilen. Die Geschlechterrolle wird dem Menschen aufgrund seines biologischen Geschlechts zugeteilt. Richard D. Ashmore und Frances K. Del Boca (1979) definieren Geschlechterrollenstereotypen als strukturierte Annahmen oder Schemata über persönliche Attribute von Männern und Frauen (zit. in Scheithauer, 2003, S. 81). Der femininen Geschlechterrolle wird üblicherweise Warmherzigkeit, Pflegeverhalten und Mitgefühl zugeordnet. Als Kehrseite davon gelten Hilflosigkeit und Abhängigkeit. Die männliche Geschlechterrolle hingegen wird mit Dominanzverhalten, Durchsetzungsvermögen und Unabhängigkeit in Verbindung gebracht (Scheithauer, 2003, S. 81).

Die Identifikation mit dem männlichen Rollenstereotyp geht einher mit aggressivem, risikoreichem und dominantem Verhalten. Die Wahrscheinlichkeit in negative, wutentbrannte Situationen zu geraten, ist demnach viel grösser als bei Frauen. Zudem ermutigt die männliche Geschlechterrolle zu Aggression, während die weibliche sie vollständig negativ bewertet. In Experimentalstudien konnte nachgewiesen werden, dass Frauen und Männer je kleiner das Selbstwertgefühl ist, je extremer die Geschlechterrollen leben. Bei grossem Selbstwertgefühl gleicht sich das Aggressionsniveau an. Zudem konnte nachgewiesen werden, dass Frauen das gleiche Niveau von Aggression erreichen, wenn an sie keine Rollenerwartungen gestellt wurden (Scheithauer, 2003, S. 87 f.).

Gemäss verschiedener von Scheithauer (2003) zitierten Autorinnen und Autoren beginnt die Geschlechterrollenidentifikation bereits im frühen Kindesalter. Die kindliche geschlechtsspezifische Sozialisation nimmt jedoch mit steigendem Alter immer stärkere Formen an und erreicht ihren Höhepunkt während des Jugendalters. Das Jugendalter bildet somit die wichtigste Zeitspanne für das Herausbilden von sozialen Geschlechterrollen. Diese Rollen nehmen im Jugendalter eine wichtige Funktion ein, stellt doch die Akzeptanz und die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschlechterrolle eine wichtige Entwicklungsaufgabe dar. Die Identitätsentwicklung der Jugendlichen wird – insbesondere mit dem Einsetzen der Pubertät – von diesen Geschlechterrollenerwartungen, die sie selber oder andere an sie haben, beeinflusst (S. 84).

Kognitive Entwicklungs- und Lerntheorien gehen davon aus, dass die Geschlechterrollen durch Beobachten der Umwelt erlernt werden. Kinder beobachten Modelle und erlernen deren Verhalten. Lebt das vom Kind beobachtete Modell seine Rolle aggressiv und gewalttätig aus, so ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass das Kind diese Verhaltensweisen ins eigene Handlungsrepertoire übernimmt. Die Hemmung gegenüber aggressivem Verhalten wird verringert. Mittels der Lernmechanismen Belohnung oder Bestrafung wird ein bei Jungen und Mädchen gewünschtes geschlechtstypisches Verhalten verstärkt oder gehemmt. Bei Jungen wird laut Studien stärker darauf geachtet, dass sie ihre geschlechterrollenspezifischen Verhaltensweisen einhalten. Auf dieselbe Art und Weise beeinflusst mediale Gewalt das Verhalten von Kindern und Jugendlichen. Wobei der Zusammenhang zwischen medialer Gewalt und aggressivem Verhalten bei Jungen stärker zu sein scheint als bei Mädchen. Jungen sind für diese Form von Modelllernen empfänglicher, da gewalttätige Darstellungen mit männlichen Rollenstereotypen einhergehen (Scheithauer, 2003, S. 85 f. und S. 92, vgl. 5.5.5). Kay Bussy und Albert Bandura erwähnen zudem, dass sich Gleichaltrige gegenseitig für geschlechterrollenspezifisches Verhalten verstärken bzw. Abweichungen entsprechend missbilligen und sanktionieren. Auch sie sind der Meinung, dass Jungen stärker an ihre Rolle gebunden sind als Mädchen. Ihr Abweichen wird stärker sanktioniert bzw. bemerkt. Jungen die sich weiblich Verhalten sehen sich stärker kritisiert, als Mädchen, die sich jugenhaft verhalten (zit. in Scheithauer, 2003, S. 86).

Wie sich aufgrund der obgenannten Ausführungen erkennen lässt, ist insbesondere die männliche Rolle mit dem Risiko für gewalttätiges Handeln verknüpft. Jungen sind dann besonders gefährdet gewalttätig zu werden, wenn die ihnen zur Verfügung stehenden Rollenmodelle Männlichkeit mit Aggression und Gewalt verbinden. Dies er-

klärt auch die Tatsache, dass Eisner et al. (2009) Gewalt legitimierende Männlichkeitsnormen als einen hoch signifikanten Risikofaktor eruiert haben (S. 25).

Silkenbeumer (2000), Kirsten Bruhns und Svendy Wittmann (2002) haben sich intensiv mit Gewalt von jungen Frauen und dem weiblichen Rollenbild auseinandergesetzt. Für sie sind Gewalthandlungen von Mädchen nicht als Imitation von Männlichkeit zu interpretieren, sondern als situative Bewerkstelligung eines bestimmten Weiblichkeitsentwurfs und als Ausdruck der Auseinandersetzung um verschiedene Formen von Geschlecht (zit.in Silkenbeumer, 2010, S. 326). Silkenbeumer (2010) steht Rollentheoretischen Ansätzen kritisch gegenüber. Die Erklärung, dass Mädchen aufgrund der Übernahme gesellschaftlicher Geschlechterrollenerwartungen eher nach innen gerichtete Konfliktbewältigungsstrategien wählen, findet sie zu einfach. Dieser Erklärungsansatz spricht dem Subjekt beim Aneignungsprozess praktisch keine Eigentätigkeit zu. Überdies wird die ‚weibliche Rolle‘ als kulturell vorgegeben, ‚weibliche Kriminalität‘ hingegen als selbst gewählt betrachtet. Silkenbeumer geht vielmehr davon aus, dass die Mädchen sich aktiv für ihre Rolle entscheiden. Die informellen Kontrollen durch Nachbarn, Schule, Eltern usw., welche bei Jungs eher auf Arbeitsleistung achten und Mädchen beispielsweise für sexuelle Freizügigkeit verurteilen, führen zu Rollenverfestigungen. Aufgrund dieser sozialen informellen Kontrollen entscheidet sich ein grosser Teil der Mädchen dafür, die ihnen nah gelegte passive und nach innen gerichteten Reaktionsmuster auf Problemlagen zu zeigen (S. 323 f.). Insofern unterscheidet sich der Ansatz von Silkenbeumer von klassischen Rollentheoretischen Ansätzen darin, dass sie den Subjekten mehr Eigenverantwortung und Entscheidungskraft beimisst. Das Resultat ist in den Augen der Autorin und des Autors jedoch dasselbe. Ein Grossteil der Jugendlichen übernimmt aufgrund der gesellschaftlichen Erwartungen stereotype Rollenbilder.

Üben nun junge Frauen Gewalt aus, so geht Silkenbeumer (2010) davon aus, dass diese Mädchen offen gegen die von der Gesellschaft erwartete Weiblichkeit rebellieren (S. 324 f.). In die gleiche Richtung argumentiert auch Bruhns (2009), die in der Gewalt junger Frauen den Versuch sieht, sich gegen die Weiblichkeitskonzepte abzugrenzen, welche mit Schwäche, Opfersein, Unterordnung, Ohnmacht und Hilflosigkeit assoziiert sind. Erfahrungen der Ohnmacht, der Abwertung und Erniedrigung in der Familie und im Gleichaltrigen Kontext wird versucht entgegenzuwirken (S. 184 f.).

5.5.4 Kulturelle Einflüsse

Kulturelle Einflüsse vermischen sich stark mit den in einer Gesellschaft vorherrschenden Rollenbildern. Dennoch ist der Autorin und dem Autor wichtig, hier noch einige Bemerkungen losgelöst von den Erklärungen zu den Geschlechterrollenstereotypen anzufügen.

Aufgrund einer Vielzahl von anthropologischen Studien konnte festgestellt werden, dass über die unterschiedlichen Kulturkreise hinweg, Männer häufiger und ernsthaftere Formen von körperlich-aggressivem Verhalten zeigen. Darüber hinaus weisen Befunde darauf hin, dass Frauen häufiger indirekte (unprototypische) Formen von Aggression wählen. Interkulturelle Studien belegen zudem, dass die Kriminalitätsrate in verschiedenen Kulturen für ein Überwiegen der Männer spricht. Diese interkulturellen Übereinstimmungen werden als Beleg für eine biologische Disposition aggressiven Verhaltens herangezogen. Allerdings konnte ebenfalls herausgefunden werden, dass sich im interkulturellen Vergleich grosse Unterschiede in der Gewaltbereitschaft zeigen. In aggressiven Kulturen sind demnach sowohl Jungen als auch Mädchen aggressiver als Jungen und Mädchen in weniger aggressiven Kulturen. Zusammenfassend kann deshalb davon ausgegangen werden, dass das Geschlecht wohl ausschlaggebend für die Gewaltbereitschaft ist, dass die Kultur sich jedoch als stärkerer Einflussfaktor erweist (Scheithauer, 2003, S. 68 f.).

Auch diese Aussage findet durch die Studien von Eisner et al. (2009) Unterstützung. Definiert sich doch Kultur als die Gesamtheit der einzigartigen geistigen, materiellen, intellektuellen und emotionalen Aspekte, die eine Gesellschaft oder eine soziale Gruppe kennzeichnen. Diese Definition schliesst nicht nur Kunst und Literatur ein, sondern auch Lebensformen, die Grundrechte des Menschen, Wertsysteme, Traditionen und Glaubensrichtungen (Deutsche UNESCO-Kommission 1983, S. 121). Gehören zu einer Kultur also Gewalt befürwortende Normen, ein hoch signifikanter Risikofaktor für die Entstehung von Jugendgewalt, und wird die Anwendung von Gewalt toleriert oder gutgeheissen, so hat dies auf die in dieser Kultur lebenden Jugendlichen einen stark negativen Einfluss.

5.5.5 Geschlechterdifferenzen

In Bezug auf den gesellschaftlichen Kontext und Wandel lassen sich wohl kaum Geschlechterdifferenzen eruieren. Mädchen und Jungen sind diesen Faktoren gleichermaßen ausgesetzt. Ob Jungen auch hier eine erhöhte Vulnerabilität aufweisen, lässt

sich für die Autorin und den Autor nicht beurteilen, da diesbezüglich keine Statistiken existieren.

Beim Einfluss der Medien auf die Entstehung von Gewalt überwiegt wiederum die Verletzlichkeit der Jungen (Eisner et al., 2009, S. 26). Zum gleichen Schluss kommt, wie unter Punkt 5.5.3 erwähnt, Scheithauer (2003), da Gewalt in den Medien häufig mit männlichen Rollenstereotypen verbunden ist und Jungen für diese Form von Modelllernen empfänglicher sind (S. 85). Auch Steiner (2009) streicht in seinem Werk die höhere Vulnerabilität von Jungen hervor (S. 35). Jeanne B. Funk et al. (2002) weisen aber auf die, wenn auch kleine Risikogruppe von extensiv gewaltdarstellende Spiele nutzenden Mädchen hin, welche mit diesem Verhalten durch den Bruch der Geschlechterrolle einer zusätzlichen Problematik ausgesetzt sind (zit. in Steiner, 2009, S. 30).

Der Einfluss der Geschlechterrolle wirkt bei Jungen und Mädchen auch verschieden. Jungen sind, wie oben unter 5.5.3 beschrieben, aufgrund der mit der männlichen Geschlechterrolle verbundenen Attribute stärker gefährdet, Gewalt auszuüben als Mädchen. Will man Jungen vor der Anwendung von Gewalt schützen, ist es wichtig, ihnen männliche Rollenvorbilder zu Verfügung zu stellen, die Männlichkeit leben, ohne diese mit Aggression und Gewalt zu verknüpfen. Mädchen werden aufgrund ihrer gesellschaftlichen Rolle und den damit verbundenen informellen sozialen Kontrollen erst mal daran gehindert, offen Gewalt und Aggression zu leben. Entscheiden sich dann junge Frauen dafür, Gewalt anzuwenden, imitieren sie nicht einfach den männlichen Geschlechterrollenstereotypen, sondern rebellieren gegen das von der Gesellschaft erwartete Weiblichkeitskonzept, welches für diese Mädchen mit Schwäche, Unterordnung und Hilflosigkeit assoziiert ist.

Die kulturellen Einflüsse betreffen beide Geschlechter, wobei auch hier davon auszugehen ist, dass die Jungen verletzlicher reagieren. Dies wird durch die Autorin und den Autor daraus geschlossen, da Jungen in Bezug auf den Einflussfaktor ‚Gewalt befürwortende Normen‘ und ‚Gewalt legitimierende Männlichkeitsnormen‘ vulnerabler sind.

5.6 Schutzfaktoren

Obschon die Schutzfaktoren genauso, oder gar wichtiger sind als die Risikofaktoren, beschäftigt sich die Literatur mit ihnen weit weniger. Sucht man nach Informationen zum Thema Jugendgewalt, so findet man eine kaum überschaubare Menge an Texten und Studien, die sich mit den Risikofaktoren auseinandersetzen. Schutzfaktoren hingegen finden wenig Beachtung. Dennoch sollen die von uns bei der Literaturrecherche gefundenen Schutzfaktoren im Folgenden kurz erläutert werden.

Zu den zentralen Schutzfaktoren gehören Empathie (Einfühlungsvermögen), Sympathie (Mitgefühl) und prosoziale Verhaltensweisen, die darauf abzielen, dem Gegenüber wohlwollend zu begegnen und Selbstkompetenzen, wie konstruktive Konfliktlösungskompetenzen, die Fähigkeit den eigenen Standpunkt zum Ausdruck zu bringen und Anpassungsfähigkeit. Eine Person die über diese Eigenschaften verfügt, ist in der Lage, sich gegen Provokationen zu wehren und Konflikte gewaltfrei zu lösen (Scheithauer, 2003, S. 98 ff.; Bundesratsbericht, 2009, S. 37). Die Forschung in diesem Bereich hat gezeigt, dass Mädchen diese Eigenschaften durch Sozialisationseffekte besser ausbilden (Ittel et al., 2008, S. 119; Scheithauer, 2003, S. 98 ff.). Nach Auffassung der Autorin und des Autors trägt diese Tatsache auch dazu bei, dass Jungen für die Risikofaktoren vulnerabler sind als Mädchen.

Wichtig für den Erwerb solcher Schutzfaktoren ist eine gelingende Erziehung und tragende Beziehungen, die den Erwerb prosozialen Verhaltens ermöglichen und Kindern und Jugendlichen die Chance bieten, sich auszuprobieren und weiterzuentwickeln. Eine im Rahmen des NFP 52 (Nationales Forschungsprojekt) durchgeführte Studie kam zum Schluss, dass ein autoritärer Erziehungsstil bei dem Kontrolle, Befehle und Strafen dominieren, nicht zum gewünschten Resultat führen (zit. in Bundesratsbericht 2009, S. 37). Der gleichen Ansicht sind auch Susie D. Lamborn, Nina S. Mounts, Laurence Steinberg und Sanford M. Dornbusch (1991) welche in ihrer Studie zum Schluss kommen, dass ein ‚autoritativer‘ Erziehungsstil, bei welchem klare Lenkungsbestrebungen mit emotionaler Zuwendung und Respekt kombiniert werden, am förderlichsten für die Entwicklung des Kindes ist. Am schlechtesten Schnitt in der Studie der vernachlässigende Erziehungsstil ab, bei dem sowohl Lenkungsbestrebungen als auch emotionale Zuwendung fehlen (zit. in Hafén, 2009, S. 9).

Werden Kinder im obenerwähnten Sinne autoritativ erzogen und erhalten emotionale Zuwendung, erfahren sie auch, was es bedeutet, sichere und stabile Bindungen zu haben. Diese Bindungen tragen zur einer gesunden Entwicklung von Kindern und Jugendlichen bei und sind aufgrund ihrer Modellfunktion wegweisend dafür, wie die

jungen Menschen Beziehungen in Zukunft erleben und gestalten. Wichtig ist, dass auf ihre Bedürfnisse eingegangen wird und konstante Bezugspersonen vorhanden sind. Für die Entstehung von Gewalt stellt die Bindungssicherheit einen äusserst wichtigen Schutzfaktor dar (Bundesratsbericht, 2009, S. 35; Hafen, 2009, S. 7).

Neben den soeben aufgezählten Schutzfaktoren, ist die Selbstwirksamkeit als weiterer positiver Einflussfaktor zu erwähnen. Gelingt es dem Individuum sich in die Gemeinschaft einzubringen und seine Interessen zu vertreten, so ist die Wahrscheinlichkeit von Gewaltanwendungen viel kleiner, als wenn es ausgeschlossen ist und kaum Aussicht hat, teilzuhaben und seine Anliegen in sozialen Kontakten durchzusetzen (Hafen, 2009, S. 5). Diese These wurde in der Studie von Christian Pfeiffer und Peter Wetzels (2001) insofern bestätigt, als dass jugendliche Einwanderer aus der Sowjetunion, in den ersten beiden Jahren nach ihrer Einreise in Deutschland deutlich weniger gewalttätig waren als deutsche Jugendliche. Danach begann sich das Verhältnis zu drehen und die Gewaltbereitschaft der russischen AussiedlerInnen begann jene der einheimischen Jugendlichen zu übertreffen. Als Grund dafür wurden die fehlenden Perspektiven auf dem Arbeitsmarkt ins Feld geführt und die damit verbundenen mangelnden Einbindungs-Möglichkeiten in die Gesellschaft (zit. in Hafen, 2009, S. 5 f.). So stellt der Bundesratsbericht (2009) auch zu Recht fest, dass eine gelungene berufliche Integration als Schutzfaktor gegen Gewalt wirkt. Ebenso kann eine berufliche Einbindung in ein soziales System den Bruch zu früherem, gewalttätigem und delinquenten Verhalten begünstigen (S. 44).

Im Bereich Schule wirken ein positives Schulklima, Partizipations-Möglichkeiten der Schülerinnen und Schüler, positive Beziehungen zwischen den Lernenden und den Lehrerinnen und Lehrer sowie klare und konsequent durchgesetzte Regeln, Gewalt hemmend (Haymoz et al., 2008, S. 61 f.).

In der von der Autorin und dem Autor konsultierten Literatur wurden, bis auf den eingangs erwähnten, keine genderspezifischen Unterschiede in Bezug auf die Schutzfaktoren gefunden.

5.7 Schlussfolgerung

Im Anschluss an den Vergleich der Risiko- und Schutzfaktoren gilt es nun Schlussfolgerungen daraus zu ziehen und Brücken zur Prävention zu schlagen.

Eine erste grundlegende Einsicht, die die Autorin und der Autor aus dem Vergleich der Einflussfaktoren gewonnen haben ist, dass für die Entstehung von Jugendgewalt, eine kaum überschaubare Breite an Einflussfaktoren mit verantwortlich ist. Befasst man sich mit der Thematik, sieht man sich mit einem weiten Feld von betroffenen Sektoren konfrontiert. Diese hat zur Folge, dass im Bereich der Prävention nicht auf einfache Konzepte zurückgegriffen werden kann, sondern dass durchdachte und reflektierte Lösungen gefragt sind, die der Komplexität des Phänomens gerecht werden und auf verschiedenen Ebenen wirken. So stellt auch Hafen (2009) zu Recht fest, dass das von der Öffentlichkeit geforderte härtere Durchgreifen in Bezug auf Gewalttäter und Gewalttäterinnen als Lösung des Problems zu einfach ist und der Breite der Einflussfaktoren nicht gerecht wird (S. 4).

Wenden wir uns den Risikofaktoren zu, lässt sich zusammenfassend feststellen, dass bei den individuellen negativen Einflussfaktoren das Gutheissen von Gewalt befürwortenden Normen und eine geringe Selbstkontrolle den stärksten Einfluss haben, gefolgt von Frühdelinquenz und mangelnden Konfliktlösungskompetenzen. Einen ähnlich starken Einfluss auf die Gewaltbereitschaft haben eine mangelnde Aufsicht durch die Eltern, ein erratischer, inkonsequenter Erziehungsstil und Gewaltanwendungen durch die Erziehungsperson. Zu den stärksten Risikofaktoren überhaupt gehört ein delinquenter Freundeskreis. Bei den schulbezogenen Risikofaktoren zeigt sich Schulschwänzen durchgängig als grösster Einflussfaktor (vgl. 5.2.2; 5.3.1; 5.3.2 und 5.4.1).

Nicht zu vernachlässigen sind schliesslich auch der Lebensstil und situative Faktoren. Besonderen Risiken sind in diesem Zusammenhang Jugendliche ausgesetzt, die sich an den Wochenendabenden an Orten bewegen, die einer geringen sozialen Kontrolle ausgesetzt sind. Der Konsum von Suchtmitteln wie Alkohol und Cannabis verschärft die Situationen zusätzlich (vgl. 5.4.2 und 5.4.3).

Die soeben genannte Gewichtung der Risikofaktoren ergibt sich aus den Studien von Eisner und Ribeaud. Allerdings gibt es immer wieder Abweichungen und teils auch Widersprüche. Verschiedene Autorinnen und Autoren sind der Meinung, dass eine feste Reihenfolge der Einflussgrössen gar nicht eruierbar ist. Die oben dargestellte Tendenz wurde jedoch auch in anderen Studien, in ähnlicher Weise bestätigt.

In Bezug auf die individuellen Persönlichkeitsmerkmale soll noch Folgendes angemerkt werden. Die Risikofaktoren wie geringe Selbstkontrolle, die Gutheissung Gewalt befürwortender Normen, geringe bzw. aggressive Konfliktlösungsmethoden, wie auch Frühdelinquenz lassen sich alle relativ einfach feststellen. Für die Früherkennung und Frühintervention sind diese Faktoren deshalb von besonderer Wichtigkeit und sollten auch dazu genutzt werden, um dem Phänomen von Jugendgewalt bereits in frühen Jahren effizient begegnen zu können.

Wie in den Kapiteln zu den Geschlechterdifferenzen immer wieder festgehalten, sind die Ursachen für Gewalt bei Mädchen und Jungen praktisch identisch und die Reihenfolge der Einflussfaktoren ähnlich. Es fällt jedoch auf, dass bei praktisch allen Faktoren, die Jungen verletzlicher als die Mädchen und überdies vielen Risikofaktoren stärker ausgesetzt sind.

In der Literatur werden auch verschiedene Schlussfolgerungen gefunden, welche in dieselbe Richtung weisen und im Folgenden kurz erwähnt werden:

So diskutieren gemäss Scheithauer (2003) neuere Studien, ob der Geschlechterunterschied bei den Risikobedingungen für aggressiv – dissoziales Verhalten eher quantitativer als qualitativer Natur ist. Sprich, bei Jungen und Mädchen lassen sich dieselben risikoerhöhenden Bedingungen ermitteln, lediglich in unterschiedlicher Ausprägung (Scheithauer, 2003, S. 115). Eisner und Ribeaud (2003) zitieren neben ihren eigenen Forschungen Studien (z.B. Moffit et al., 2001), die ebenfalls darauf hinweisen, dass die Determinanten für Gewaltausübung bei männlichen und weiblichen Jugendlichen im Wesentlichen identisch sind (S. 199 f.). Auch Silkenbeumer (2010) und Bruhns (2009) kommen zum Schluss, dass für die Entstehung von Jugendgewalt bei Mädchen und Jungen ähnliche Risikofaktoren vorliegen (S. 327 f.; S. 189). Bruhns (2009) führt in ihrem Artikel neben den Konflikten mit der gesellschaftlich erwarteten weiblichen Rolle, Ursachen für Mädchengewalt an, welche mit den von Eisner et al. (2009) zitierten Einflussfaktoren praktisch identisch sind (S. 186 ff.; S. 19 ff.). Allerdings warnen beide Autorinnen davor, den Aspekt der Geschlechter gänzlich auszublenden. Sie argumentieren damit, dass einige der Risikofaktoren für Mädchen und Jungen unterschiedlich wirksam werden. So gibt es zum Beispiel, wie oben bereits kurz erwähnt, empirische Hinweise, dass Mädchen und Jungen aufgrund gleich- und gegengeschlechtlicher Identifikationsprozesse jeweils anders unter den Gewaltstrukturen in der Familie leiden und diese auf unterschiedliche Art und Weise verarbeiten. Aber auch diese Prozesse können nicht als Folge allgemeiner Prozesse weiblicher und männlicher Sozialisation interpretiert werden, sondern vari-

ieren wiederum nach individueller Familiendynamik und vor dem Hintergrund weiterer Risiko- und Schutzfaktoren (Silkenbeumer, 2010, S. 327 f.; Bruhns, 2009, S. 189).

Im Anschluss an sämtliche oben dargelegten Erwägungen und Gedanken kommen die Autorin und der Autor zum Schluss, dass sich ihre zu Beginn der Arbeit errichtete Hypothese, wonach die Mehrheit der Einflussfaktoren, die zur Entstehung von Jugendgewalt beitragen, genderspezifisch sind, bestätigt hat. Sie teilen auch die Meinung, von Silkenbeumer und Bruhns dahingehend, dass der Genderaspekt nicht gänzlich vernachlässigt werden darf. Die Auseinandersetzung mit den Geschlechterrollen, welche Teil der Entwicklung in der Adoleszenz ist und für beide Geschlechter unterschiedliche Herausforderungen stellt, kann, wie in Kapitel 5.5.3 dargestellt, Risiken für die Entstehung von Gewalt bergen. Allerdings sind die Autorin und der Autor der Meinung, dass der Umgang mit Risikofaktoren, welcher sich gemäss Theorie von Silkenbeumer und Bruhns genderspezifisch unterscheidet, höchstens als sekundärer, nicht jedoch als primärer Einflussfaktor für die Entstehung von Gewalt betrachtet werden kann. Ein Umgang mit Belastungsfaktoren, welcher sich zwischen den Geschlechtern differiert, braucht es erst dann, wenn Risikofaktoren vorliegen. Oder anders ausgedrückt: Dem Phänomen Jugendgewalt liegen sowohl bei Jungen, wie bei Mädchen dieselben Risikofaktoren zugrunde. Wie die Geschlechter mit den Belastungen jeweils umgehen, kann divergieren und ist durch interpretative Erklärungsansätze der jeweiligen Autorinnen und Autoren beschrieben. Das Resultat, nämlich die Anwendung von Gewalt, ist jedoch immer dasselbe. Angesichts dieser breiten gemeinsamen Basis an Risikofaktoren und der vergleichsweise geringen Unterschiede in Bezug auf die Auseinandersetzung mit den Geschlechterrollen ist es für die Autorin und den Autor schwer nachvollziehbar, dass in der Literatur regelmässig die Wichtigkeit der genderspezifischen Herangehensweise hervorgehoben wird. So steht zum Beispiel im Bericht des Bundesrats (2009) geschrieben: „Die schulische Gewaltprävention sollte den starken geschlechtsspezifischen Tendenzen bei Gewalt Rechnung tragen und Gewalt legitimierenden (Männlichkeits-) Normen entgegenwirken.“ (S. 50). Auf eine Begründung für diese Wichtigkeit, wird zum Bedauern der Autorenschaft jedoch verzichtet und auch im Rest des Textes fehlen Hinweise, die diese Aussage erklären könnten. Was die Behandlung des Phänomens Jugendgewalt betrifft, ist es denkbar, dass die Aspekte der Geschlechterrolle an Wichtigkeit gewinnen, da sich die Anwendung von Gewalt mit dem eigenen Selbstbild, welches unweigerlich mit dem Bild der eigenen Geschlechterrolle verbunden ist, zu verweben beginnt und eine Auseinandersetzung mit dem eigenen Gewalthandeln unweigerlich auch die Auseinandersetzung mit dem Selbstbild mit einbezieht. Dies konnte die Autorin auch im Rahmen ihrer mehrjährigen Tätigkeit im Strafvollzug feststellen. Wendet man sich

jedoch der Prävention zu, bevor es zu Gewaltanwendung und der Verinnerlichung Gewalt befürwortender Normen kommt, tritt die Genderfrage im Bereich der meisten Einflussfaktoren in den Hintergrund.

Neben den soeben zusammengefassten Erkenntnissen gibt es weiter zu erwähnen, dass die von Eisner et al. (2009; 2010) eruierten Risikofaktoren relativ universell gelten. Dies zeigen Studien von Rolf Loeber et al. (2003), David P. Farrington (1995), Gerald R. Patterson et al. (1998) und Moffit et al. (2002), welche hinsichtlich der Faktoren, die mit einer erhöhten Wahrscheinlichkeit von Gewalt im Jugendalter in Zusammenhang stehen, ein sehr ähnliches Bild zeichnen (zit. in Beelmann & Lösel, 2008, S. 113).

Weiter will noch erwähnt werden, dass die Wahrscheinlichkeit, dass Jugendliche gewalttätig werden, schwach ist, solange sie nur einer kleinen Anzahl von Risikofaktoren ausgesetzt sind. Treten die Faktoren jedoch kumuliert auf, verstärken sie sich gegenseitig und das Risiko für Gewalttätigkeit nimmt stark zu (Eisner et al., 2009, S. 29). Dieser mehrfach Problematik ist nur ein kleiner Teil der Jugendlichen ausgeliefert. Auf sie sollte jedoch in der Prävention ein besonderes Augenmerk gelegt werden.

Abschliessend möchten die Autorin und der Autor, wie im Kapitel 5.6 erwähnt, festhalten, dass das Wissen und der Umfang der Literatur im Bereich der Schutzfaktoren noch weit hinter den Erkenntnissen in Bezug auf die Risikofaktoren liegt und in diesem Bereich für eine umfassende und bedarfsgerechte Prävention noch Forschungsbedarf besteht.

6 Präventions- und Behandlungsangebote gegen Jugendgewalt

Nachdem nun in Kapitel fünf die Frage nach den Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen Jungen und Mädchen bei der Entstehung von Jugendgewalt beantwortet wurde, wollen wir uns der letzten übrigbleibenden Frage zuwenden:

Wie sehen aktuelle Präventionsprogramme für Jugendgewalt in der Praxis aus? Wird genderspezifisch gearbeitet und wenn ja, ist dies gestützt auf die Einflussfaktorenanalyse legitim?

Bei dieser, eingangs gestellten Frage, sprechen die Autorin und der Autor explizit von Präventionsprogrammen, was im Sinne des Präventionsbegriffs nach Hafén lediglich Programme miteinbeziehen würde, welche zum Ziel haben, ein noch nicht bestehendes Problem zu verhindern. Die Schlussfolgerungen aus der Einflussfaktorenanalyse haben bei der Autorenschaft jedoch weitere Interessen geweckt. Insbesondere die Frage, in welchem Bereich die geschlechtsspezifische Arbeit tatsächlich von Bedeutung ist, beschäftigte die Autorin und den Autor nach erstellen der Analyse. Weiter ist es in der Praxis häufig so, dass Programme gegen Jugendgewalt Aspekte der Prävention und der Behandlung vermischen. Aufgrund dieser Interessen und der Situation in der Praxis haben sich die Autorin und der Autor entschieden, bei der Analyse der Programme gegen Jugendgewalt sowohl Präventions- wie auch Behandlungsprogramme zu analysieren, wobei der Schwerpunkt bei den Präventionsprogrammen liegen soll. Da eine scharfe Trennung der beiden Bereiche aufgrund des von Hafén beschriebenen Kontinuums nicht möglich ist, wurde entschieden, die Programme je nach Schwerpunkt in Präventions- oder Behandlungsangebote einzuteilen.

Die Autorin und der Autor erheben im Rahmen dieser Arbeit keineswegs den Anspruch, einen Überblick über die bestehenden Angebote zu schaffen. Dies wäre allein schon wegen der kaum überschaubaren Fülle an Präventions- und Behandlungsangeboten kaum möglich. Ziel ist vielmehr, einzelne Angebote herauszunehmen, um diese auf genderspezifische und genderübergreifende Arbeit hin zu untersuchen. Als Basis für die Analyse dienen die in Kapitel zwei und fünf erarbeiteten Erkenntnisse und Theorien zum Vergleich der Risiko- und Schutzfaktoren zwischen Mädchen und Jungen.

Die Autorin und der Autor haben sich entschieden, sechs Programme näher zu betrachten (vgl. Tabelle 4). Vier Programme haben ihren Schwerpunkt im Bereich der Prävention, zwei im Bereich der Behandlung. Im Bereich der Prävention werden zwei Programme analysiert, die genderübergreifend arbeiten und zwei, die sich jeweils getrennt mit Mädchen oder Jungen befassen. Die zwei Angebote aus dem Bereich Behandlung wurden bewusst aus einem Programm gewählt, welches die Wichtigkeit der genderspezifischen Herangehensweise betont. Es soll so, gestützt auf die Einflussfaktorenanalyse, untersucht werden, ob im Bereich der Behandlung, die Genderfrage von grösserer Bedeutung ist. Bei der Auswahl wurde darauf geachtet, Programme zu wählen, die einen Bezug zur Sozialen Arbeit aufweisen und als Tätigkeitsfelder Sozialarbeitender dienen.

	Prävention	Behandlung
Geschlechterübergreifende Angebote	PFADE	
	Peacemaker	
Angebote für Mädchen	MaDonna - Mädchen-treff	Genderorientierte Gewaltberatung für Mädchen
Angebote für Jungen	Respect! - Selbstbehauptung für Jungen	Genderorientierte Gewaltberatung für Jungen

Tabelle 4 Überblick über die analysierten Angebote

6.1 Präventionsangebote

Im folgenden Kapitel werden sich die Autorin und der Autor mit vier Präventionsprogrammen auseinandersetzen. Zum einen sind dies die beiden geschlechtsübergreifenden Präventionsprogramme PFADE und Peacemaker und zum anderen die Programme Respect! und MaDonna, welche sich beide jeweils einem Geschlecht zuwenden.

6.1.1 PFADE

Bei PFADE handelt es sich um ein ins Deutsche übersetztes Curriculum des in den USA von Carol A. Kusché und Mark T. Greenberg, 1980 entwickelten PATHS. PATHS steht für **P**romoting **A**lternatives **T**hinking **S**trategies und wird in den USA an sogenannten PATHS-Schools während der gesamten Grundschulzeit eingesetzt. Im Rahmen eines Forschungsprojekts der ETH und Stadt Zürich wurde unter der Leitung von Manuel Eisner im Jahr 2004 das Curriculum übersetzt und in einer ersten Projektphase zwischen 2004 – 2007 auf seine Programmeffekte überprüft. Die deutsche Adaption des Programms heisst PFADE – **P**rogramm zur **F**örderung **a**lternativer **D**enkstrategien. Laut Manuel Eisner und Rahel Jünger (2009), sind „die Ergebnisse der versuchsweisen Umsetzung...ermutigend und in der Praxis überzeugend“. PFADE wird an allen Schulen weitergeführt und neue kommen dazu (S. 19).

Die Ziele von PFADE liegen auf zwei Ebenen. Bezogen auf die **Ebene des Kindes** besteht das Ziel in der Minderung von:

- externalisierendem aggressivem Problemverhalten (z.B. andere angreifen, quälen, drohen, Sachbeschädigung, etc.)
- externalisierendem nicht aggressivem Problemverhalten (niedrige Frustrationstoleranz, Unruhe, Ablenkbarkeit, ignorieren von Lehrpersonen, lügen, stehlen, etc.)
- internalisierendem Problemverhalten und Substanzmissbrauch (Depressivität, Ängstlichkeit, sozialer Rückzug, Substanzmissbrauch, etc.)

Zusätzlich besteht auf der Ebene des Kindes das Ziel, seine Lernbereitschaft zu fördern und seine Leistungen zu erhöhen.

Daneben werden Ziele auf der **Ebene der Schule** verfolgt:

- Verbesserung des Klassen- und Schulhausklima
- Vorbeugung von Disziplinproblemen
- Entlastung der Lehrpersonen und Reduktion von Burnouts

Es wird versucht, diese Ziele zu erreichen, indem gezielt Kompetenzen der Schüler und Schülerinnen aus dem emotionalen, sprachlichen, sozialen und kognitiven Bereich gefördert werden. Die einzelnen Kompetenzen hängen direkt mit den aus der evidenzbasierten Forschung bekannten Einflussfaktoren bezüglich Neigung zu gewalttätigem und aggressivem Verhalten zusammen. Die sozialen Kompetenzen helfen Risikofaktoren zu minimieren und gleichzeitig Schutzfaktoren aufzubauen. (Eisner & Jünger, 2009, S.19 ff.)

Die Schwerpunktthemen an denen in den Lektionen vertieft gearbeitet wird und die sich durch das gesamte Lehrmittel ziehen sind:

- Gefühle
- Gesundes Selbstwertgefühl
- Selbstkontrolle
- Soziale Problemlösefertigkeiten
- Regeln des Zusammenlebens und Manieren
- Umgang mit Freundschaften, Beziehungen, Konflikten
- Lern- und Organisationsstrategien. (Eisner & Jünger, 2009, S.19 ff.)

Das Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich hat in einer Infomappe zu PFADE, die einzelnen Schwerpunktthemen detailliert ausgeführt. Nachfolgend findet sich eine Zusammenfassung der einzelnen Punkte und Kernelemente.

Gefühle

Die Lektionen zu den Gefühlen sollen in verschiedene Gefühlszustände einführen und das Reflektieren darüber ermöglichen. Zuerst stehen einfachere Gefühlszustände (z.B. glücklich, traurig, wütend) im Zentrum, danach werden komplexere Gefühle (z.B. schuldig, stolz, scheu, gedemütigt) angegangen. Die Kinder lernen in diesen Lektionen Anzeichen (physische/psychische Reize) an sich selbst und Anderen wahrzunehmen und durch erhöhte Aufmerksamkeit Gefühle zu deuten. Als Hilfsmittel dienen Emotionskarten, die zum Ausdruck verhelfen sollen.

Im Weiteren lernen die Kinder Strategien kennen, wie sie in den verschiedenen Gefühlslagen handeln können, insbesondere in schwierigen Situationen. Die Reflexion darüber führt zu einer bewussten Trennung zwischen Gefühl und Verhalten.

Das Wahrnehmen der Gefühlslage bildet die Basis für die Überlegungen, wie gehandelt werden kann. Aktions- und Reaktionsmuster können durchdacht und das Verhalten gewählt werden. Dies ist wichtig, da den Kindern bewusst gemacht wird, dass es in Ordnung ist alle Gefühle zu haben und diese anzunehmen, dass aber nicht jede Reaktion, resp. jedes Verhalten darauf toleriert wird.

Als weiterer Schritt werden das Erforschen der Intensität von Gefühlszuständen und die Umschreibung durch betreffende Adjektive geübt. Die Arbeit mit den Gefühlen bildet die Basis für weitere Kompetenzen, die durch PFADE angeeignet werden sollen. So beispielsweise für eine effektive Selbstkontrolle und erfolgreiche Problemlösungsstrategien.

Gesundes Selbstwertgefühl

Das Erreichen eines gesunden Selbstwertgefühls ist eines der Ziele von PFADE. Gefördert wird es durch das sogenannte „Kind der Woche“ (KDW). Das KDW hat während einer Schulwoche spezielle Privilegien und Pflichten. Am Ende der Woche wird das Kind durch den Klassenverband und die Lehrerin gelobt und kriegt eine Liste mit Komplimenten, die es nach Hause nehmen kann, um auch dort ein Kompliment zu erbitten. Dies ermöglicht den Kindern ihre Stärken zu erkennen und sie sehen, dass ihre Arbeit geschätzt wird. Komplimente sind im Rahmen von PFADE auch sonst wichtig. So wird aktiv eine Komplimente-Kultur gefördert, um den Kindern die Wirkung auf Andere, sich selbst und entsprechende Reaktionen dazu aufzuzeigen. Die Rituale werden dabei, je nach Stufe, altersadäquat angepasst. Weitere Themen zur

Stärkung des Selbstwerts sind die Einmaligkeit und Einzigartigkeit von Lebewesen oder das Trainieren eines sich bestärkenden, inneren Selbstgesprächs.

Selbstkontrolle

Einer der zentralsten Aspekte von PFADE ist die Selbstkontrolle. Sie ermöglicht es sich selbst zu stoppen und Konflikte sozial kompetent zu meistern. Die Kinder lernen verschiedene Strategien und Methoden kennen, sich in heftigen Gefühlslagen zu reflektieren und ihr Handeln zu kontrollieren. Dabei stellt, wie schon erwähnt, die differenzierte Sicht von Gefühl und Verhalten eine wichtige Basis dar.

Soziale Problemlösefertigkeiten

Trotz besonnener Reaktion bestehen Probleme und Herausforderungen häufig weiterhin und sind nicht gelöst. Ein nächster Schwerpunkt in PFADE ist daher das Erlernen von Problemlösungsfertigkeiten.

Die Kinder lernen sich nach einem Problemlösungsschema zu orientieren. Nach der Beruhigungsphase, treten die Kinder in eine Planungsphase ein. Sie erörtern den Standort, wägen Lösungsvarianten ab und versuchen sich an einer dieser Lösungen, welche danach auf ihre Wirkung evaluiert wird. Das Problemlösungsschema wird durch thematisieren von schwierigen Situationen und deren Lösungen vertieft und angeeignet. Dadurch erhalten Kinder mit der Zeit einen Fundus verschiedener Lösungen auf zahlreiche, typische Situationen.

Regeln des Zusammenlebens und Manieren

Auch die Regeln und das Verhalten, respektive das Benehmen werden im PFADE thematisiert. Es wird Wert auf eine systematische und kontinuierliche Arbeit mit Regeln gelegt. Regeln werden, wenn immer möglich, gemeinsam aufgestellt, prozesshaft weiterentwickelt und systematisch thematisiert sowie reflektiert. Zu diesem Bereich gehören auch Fragen des Benehmens und wieso es wichtig ist, sich anderen gegenüber korrekt zu Verhalten.

Freundschaften, Beziehungen, Konflikte

Die Beziehungen zu Gleichaltrigen sind für alle Kinder von grosser Bedeutung und können im Schulalltag auch zu Spannungen führen. Dieser Schwerpunkt von PFADE erhält im Laufe der Schulzeit immer mehr Bedeutung, da hier alle erworbenen Kompetenzen zusammenfliessen und die reale Komplexität des Zusammenlebens im Unterricht abgebildet wird. Die Kinder lernen unter anderem, wie sie mit Unbekannten ins Gespräch kommen, wie sie Freundschaften schliessen, was diese angenehm gestalten lässt und was Perspektivenübernahme bedeutet. Sie lernen mit problematischen Situationen des Zusammenlebens (Gerüchte, Klatsch, Schuldzuweisungen, Missverständnissen) und deren Konsequenzen umzugehen. Aktives Zuhören und ICH-Botschaften zu vermitteln wird geübt. Weiter lernen die Kinder, was gemacht werden kann, wenn man sich ausgeschlossen oder unter Druck gesetzt fühlt. Es wird ihnen vermittelt, was Konflikte sind, wie sie sich entwickeln, welche Verhaltensweisen förderlich oder hinderlich sind und welche Lösungstypen kreativ angewandt werden können, um sich wieder zu versöhnen.

Lern- und Organisationsstrategien

Unter diesem Schwerpunkt lernen die Kinder sich selbst zu organisieren und zu ihrer schulischen Motivation zu stehen oder eine solche zu entwickeln. Sie lernen aufmerksam zuzuhören und effektiv in Gruppen zu arbeiten. Es werden Hilfestellungen für eine aktive Teilnahme am Unterricht vermittelt und wichtige Strategien zur Organisation, Planung oder für das Herangehen an schwierige Aufgaben aufgezeigt.

Die Idee ist es, das Lernpotential der Kinder durch ihre schulische Motivation, ihr Engagement und ihre Selbstorganisation zu fördern. (Infomappe PFADE, 2011)

Fazit

PFADE ist ein genderübergreifendes Präventionsprogramm, welches der frühen Förderung zugeordnet werden kann und durch seine Integration im Schulsystem von Kontinuität profitiert.

Wie bereits oben beschrieben, orientiert sich das Konzept an der evidenzbasierten Forschung und bindet die bekannten Einflussfaktoren bezüglich Neigung zu gewalttätigem und aggressivem Verhalten ein. Daher ist es nicht weiter erstaunlich, dass verglichen mit der Risiko- und Schutzfaktorenanalyse der Autorin und des Autors, viele

Risikofaktoren in den einzelnen Schwerpunkten des Programms aufgenommen werden.

In den Schwerpunktlektionen zu den Gefühlen lernen die Kinder sich selbst und andere auf Basis ihrer Gefühlswelt kennen, diese zu deuten und zu umschreiben. Durch Reflexion und Verbalisierung wird das eigene und gegenseitige Gefühlsverständnis gefördert und somit, dem Risikofaktor der geringen Empathie entgegengewirkt. Übergreifend kann festgehalten werden, dass alle psychologischen und individuellen Risikofaktoren (vgl. 5.2.2) im Rahmen der Schwerpunkte des Programms in die Arbeit mit den Kindern einfließen. So werden im Kontext der Selbstkontrolle wichtige Risikofaktoren, wie die eigene Frustrationstoleranz, Impulsivität und Ruhelosigkeit altersadäquat angegangen und durch das Aneignen von Strategien und Methoden, ein geeigneter Umgang mit sich selbst in schwierigen Situationen geübt. Es werden gezielt soziale Problemlösungsmuster vermittelt und die Kinder lernen, sich an einem bestimmten Schema zu orientieren. Besonders wertvoll erscheint der Autorin und dem Autor, dass die Kinder sich in einem Übungsfeld befinden und dieses klar ausgewiesen ist. Dies ermöglicht einen kreativen und spielerischen Umgang mit der Thematik und durch Evaluation der Verhaltensweisen sehen die Kinder, welche Verhaltensmuster förderlich oder hinderlich sein können. Dem Risikofaktor der Gewalt befürwortenden Normen, wird im Rahmen des gesamten Programms begegnet. Durch das Üben und den begleiteten Umgang mit Konflikten und Auseinandersetzungen in der Gruppe, entsteht eine soziale Konfliktkultur, welche auch unter den Kindern selbst weitergetragen wird und Gewalt hemmende Normen schafft.

Das ‚Kind der Woche‘ Ritual ermöglicht den Kindern ein gesundes Selbstwertgefühl zu entwickeln und sich ein Bild über ihre Kompetenzen zu machen. Nebst den positiven Eigenschaften eines gesunden Selbstwertgefühls, wird damit ein früher Beitrag geleistet, zur Identifikation mit sich selbst und der späteren Auseinandersetzung mit den Geschlechterrollen (vgl. 5.5.3).

Durch Lern- und Organisationsstrategien wird versucht die Kinder im Schulalltag zu befähigen, sie zu motivieren und somit die Lernerfolge zu optimieren. Dies kann dem Risikofaktor der unterdurchschnittlichen Intelligenz entgegenwirken, da auch diese Kinder in ihrem Rahmen eine Mehrleistung erzielen können und somit eine Bestätigung erhalten.

Übergreifend sehen die Autorin und der Autor, die positive Beeinflussung des Schul- und Klassenklimas als starken Schutzfaktor. Dies geschieht unter Einbezug der Kinder in die Regelschaffung und der gegenseitigen Beziehungsbildung aus der kon-

stanten Konfrontation mit eigenen und fremden Ansichten und Gefühlen (vgl. 5.6). Das Klima, das in der Gleichaltrigengruppe geschaffen wird, kann sich weiterentwickeln und für einen stabilen Bezugsrahmen sorgen. Wie in Kapitel 5.3.2 beschrieben, ist die Gleichaltrigengruppe von eminenter Bedeutung und einer der grössten Risikofaktoren. Speziell im Zeitpunkt der Pubertät sehen die Autorin und der Autor in diesem Punkt grosses Potential.

Da sich dieses Programm direkt in den Lernplan integriert, tragen die Lehrpersonen die Hauptverantwortung. Dennoch erachten es die Autorin und der Autor als besonders wichtig, dass das Programm in Zusammenarbeit mit der Sozialen Arbeit in der Schule umgesetzt wird. Dies würde den Kindern eine zusätzliche Anlaufstelle ausserhalb des Klassenverbandes schaffen und die Ideen des Programms könnten in diesem Rahmen weiter verfolgt und vertieft werden. Weiter könnten diese Ansätze wo Bedarf besteht, in die Elternarbeit einfliessen und so die Kontinuität im Leben der Kinder weiter gesichert werden.

6.1.2 Peacemaker

Ziel des Peacemaker-Programms ist es, Schülerinnen und Schüler als Peacemaker auszubilden, damit diese bei Konflikten, Gewalt und Eskalationen auf dem Schulgelände oder in der Klasse eingreifen und schlichten können. Die Idee stammt ursprünglich aus Amerika und wurde vor einigen Jahren erstmals von Schulen in der Schweiz übernommen. Das erste Projekt wurde 2001 in Hombrechtikon ZH gestartet. Heute bieten rund 70 Schulen in der ganzen Schweiz das Peacemaker-Programm an.

Das Programm verfolgt die Idee, der Gewalt von der Basis aus zu begegnen. Hauptakteure sind die Schülerinnen und Schüler welche als Peacemaker ausgebildet werden. So besteht die Möglichkeit, innerhalb der Gleichaltrigengruppe Ideen und Anregungen zum Thema Konflikt, Gewalt und Frieden zu verbreiten. Im Rahmen einer Projektwoche setzen sich die jeweiligen Klassen mit dem Thema Frieden und Gewalt auseinander. Die Schülerinnen und Schüler, aber auch die Lehrerinnen und Lehrer sollen für die Gewaltdynamik sensibilisiert werden. Dazu erfolgt eine Auseinandersetzung mit der Definition Gewalt. Das Bewusstsein für die schulhauseigene Streitkultur soll gefördert werden und eine Auseinandersetzung und Schulung bezüglich verschiedener, an der Schule vorherrschenden Gewaltformen erfolgen. Zudem sollen die Schülerinnen und Schüler in der Projektwoche erste gewaltfreie Konfliktlösungsfertigkeiten erlernen.

Nach Abschluss dieser Einführungswoche, werden in jeder Klasse je eine Schülerin und ein Schüler ausgewählt, welche in einer eineinhalb Tage dauernden Schulung durch den Verein NCBI (National Coalition Building Institut) zu Peacemakern ausgebildet werden. Als Peacemaker eignen sich Schülerinnen und Schüler, die bereit sind Frieden zu stiften und Konflikte ohne Gewalt zu lösen. Sie sollen überdies fair sein, gut zuhören können und sollen mutig sein, um bei einem Streit einzugreifen, zu schlichten und ihre Meinung zu vertreten. Die Peacemaker sollen die Vielfalt unter den Schülerinnen und Schülern widerspiegeln. Idealerweise vertreten sie verschiedene Nationen, haben verschiedene Interessen und Hobbies und vertreten so, verschiedene Gruppierungen auf dem Pausenplatz. Während dem Work-Shop lernen die Schülerinnen und Schüler, wie Konflikte friedlich gelöst werden können. Sie lernen Zuhören und Gesagtes wiederholen, Gefühle mit einzubeziehen und mit den Konfliktparteien gemeinsam nach Lösungen zu suchen. Zudem wird ihnen vermittelt, wie sie Situationen besser einschätzen und die Entwicklung von Streit erkennen können.

Die Peacemaker sind keine Polizistinnen oder Polizisten. Sie patrouillieren nicht auf dem Pausenplatz bis sie einen Streit gefunden haben, sondern machen Pause wie alle anderen auch. Die Pausenaufsicht soll weiter von den Lehrpersonen übernommen werden. Auch sind die Peacemaker keine Richterinnen und Richter. Sie urteilen nicht wer schuldig ist und verhängen auch keine Strafen. Ihre Aufgabe ist es, nach Möglichkeit bei einem Streit schlichtend einzugreifen. Sie sollen den streitenden Schülerinnen und Schülern dabei helfen, für einen Konflikt konstruktive und friedliche Lösungen zu finden. Die Streitenden entscheiden jedoch immer selber, ob sie das Angebot des Peacemaker annehmen wollen oder nicht. Zudem muss nicht jeder Streit von den Peacemaker gelöst werden können. Wenn nötig, sollen sie um Hilfe bei den Kontaktlehrpersonen oder bei der Pausenaufsicht ersuchen.

Einmal im Monat treffen sich die Peacemaker und die zuständigen Lehrpersonen des Projekts im Beisein einer Fachperson des NCBI, um aktuelle Fragen und Anliegen zu klären. Zudem besteht die Möglichkeit in diesem Rahmen weitere Projekte zu diskutieren und ins Leben zu rufen. Die an diesen Sitzungen teilnehmenden Peacemaker tragen die gewonnenen Informationen und Erkenntnisse in ihre Klassen zurück, um diese dort weiter zu diskutieren. Weiter organisiert das NCBI Treffen mit Peacemaker aus anderen Schulen, damit sich die Schülerinnen und Schüler untereinander austauschen können. (Homepage des National Coalition Building Institut, <http://www.ncbi.ch>)

Laut einem Projektbericht der Schule Hombrechtikon hat die Einführung der Peacemaker zu einer positiven Veränderung des Schulhausklimas geführt. Die Peacemaker motivieren andere Schülerinnen und Schüler sich gegen Probleme einzusetzen und sie können helfen, die Bilder in den Köpfen der Beteiligten und Betroffenen zu überdenken und zu ändern. Die Erfahrungen, des Projektleiters der NCBI Ron Halbright werden im Bericht der Schule Hombrechtikon dahingehend wiedergegeben, dass, wenn ein Peacemaker-Programm an einer Schule gestartet wird, sich die Quantität und Qualität der Gewalt verringert. Auf theoretischer Ebene ist das Peacemaker-Programm jedoch noch nicht evaluiert worden. Seit 2009 existieren erste Hinweise über eine qualitative Verbesserung der Schulhauskultur. (Schule Hombrechtikon, 2009, S. 9)

Fazit

Das Programm Peacemaker arbeitet sowohl mit Mädchen als auch mit Jungen. Die Kinder und Jugendlichen eignen sich Basiswissen in Bezug auf Gewalt und Gewaltformen an und werden für die frühzeitige Erkennung von Streit sensibilisiert. Im Zentrum steht das Erlernen von gewaltfreien Konfliktlösungsstrategien. Das Programm unterscheidet nicht zwischen Jungen und Mädchen, die Methodik und die Inhalte sind für beide Geschlechter dieselben.

Betrachten wir das Programm vor dem Hintergrund der Einfluss-Faktorenanalyse, so sehen wir, dass das Präventionsprogramm auf verschiedenen Ebenen der Einflussfaktoren wirkt. Auf der Ebene der persönlichen Risikofaktoren beschäftigt sich das Peacemaker-Programm mit individuellen und psychologischen Persönlichkeitsmerkmalen. Mit dem Erlernen gewaltfreier Konfliktlösungsstrategien und dem damit verbundenen Training, sich differenziert ausdrücken zu lernen, wird aggressiven Problemlösungsmustern und der Verinnerlichung Gewalt befürwortender Normen entgegen gewirkt. Ebenso lernen die Kinder und Jugendlichen, dass Konflikte mit alternativen Handlungsoptionen gelöst werden können und eine fehlende Selbstkontrolle hierbei hinderlich ist. Diese drei Risikofaktoren weisen, wie wir in Kapitel 5.2.2 gesehen haben, hohe Korrelationswerte mit gewalttätigem Verhalten auf. Auf der Beziehungsebene arbeitet das Programm stark im Bereich der Gleichaltrigengruppe. Wie in Kapitel 5.3.2 beschrieben, ist die Gleichaltrigengruppe für Kinder und Jugendliche ein wichtiger Sozialisationsort, wo Werte, Normen aber auch Einstellungen und Verhaltenstendenzen herausgebildet und gefestigt werden. Ist das Umfeld eines Kindes oder Jugendlichen gewalttätig, so ist die Chance sehr hoch, dass auch das eigene Handeln Gewalt mit einbezieht. Die Gleichaltrigengruppe ist einer der grössten Risi-

kofaktoren überhaupt. Indem das Peacemaker-Programm die Basis in der Gleichaltrigengruppe legt, wird die Intervention besonders wirkungsvoll; eine gewaltfreie Streitkultur wird so in die Gleichaltrigengruppe eingebracht und weiter gegeben. Auf der Gemeinschaftsebene wirkt das Programm im System Schule. Risikofaktoren wie einer mangelhaften Bewältigung von Konflikten, einem negativen Schulhausklima oder einer schlechten Lehrer – Schülerbeziehung kann mit dem Peacemaker-Programm entgegengewirkt werden. Besonders wertvoll ist der Faktor der Partizipation der Schülerinnen und Schüler. Dies ermöglicht auch schulisch schwachen Kindern und Jugendlichen innerhalb der Schule eine positive Perspektive zu erhalten und Erfolgserlebnisse zu erfahren, was das Risiko für Gewaltanwendungen sinken lässt (vgl. 5.4.1).

Neben dem Wirken auf verschiedenen Risikoebenen, stärkt das Peacemaker-Programm auch wichtige Schutzfaktoren wie Empathie, prosoziale Verhaltensweisen und konstruktive Konfliktlösungskompetenzen. Die Kinder und Jugendlichen trainieren eigene Standpunkte zu vertreten, Gefühle wahrzunehmen und im Konfliktfall zu benennen. Die Partizipationsmöglichkeiten, welche das Gefühl der Selbstwirksamkeit verstärken und die Förderung eines positiven Schulhausklimas, sind weitere Schutzfaktoren, welche durch das Peacemaker-Programm gefördert werden (vgl. 5.6).

Die Autorin und der Autor haben in den Schlussfolgerungen zu Kapitel fünf die Forderung formuliert, dass Präventionsprogramme der Komplexität der Einflussfaktoren bei der Entstehung von Jugendgewalt, Rechnung tragen sollen. Das vorliegend analysierte Programm setzt im Bereich der Risikofaktoren auf drei Ebenen an und bezieht auch Schutzfaktoren mit ein. Es deckt somit eine breite Palette der Einflussfaktoren ab und wendet sich erst noch jenen Risikofaktoren zu, welche eine besonders hohe Korrelation in Bezug auf die Entstehung von Jugendgewalt aufweisen.

Mädchen und Jungen nehmen beide und zwar geschlechtsübergreifend am Programm teil. Es kann in diesem Fall also nicht von genderspezifischer Prävention gesprochen werden, sondern von genderübergreifender Prävention. Dies ist im Hinblick auf sämtliche, im vorliegenden Programm berücksichtigten Aspekte sinnvoll, da beide Geschlechter von allen mit einbezogenen Einflussfaktoren betroffen sind und diese auch mit der Entstehung von Gewalt bei beiden Geschlechtern hoch korrelieren.

6.1.3 MaDonna – Mädchentreff

Wurden bis anhin in diesem Kapitel geschlechterübergreifende Präventionsangebote vorgestellt und beleuchtet, so handelt es sich beim MaDonna Mädchentreff um ein Mädchenspezifisches Angebot. Bei der Recherche nach geschlechtsspezifischen Mädchenangeboten im Präventionsbereich Jugendgewalt, stellte sich heraus, dass es nahezu keine Angebote gibt. Die Autorin und der Autor beziehen sich daher auf MaDonna, auch wenn es kein reines Gewaltpräventionsprojekt darstellt und in Deutschland Anwendung findet.

Der MaDonna Mädchentreff ist eine Freizeiteinrichtung im Berliner Rollbergviertel und für Mädchen zwischen 9 und 18 Jahren konzipiert. Im Rollbergviertel sind ca. 25% aller Bewohnerinnen und Bewohner unter 18 Jahre alt. 85% der unter 12 jährigen und 70% der Älteren haben einen Migrationshintergrund und stammen aus dem Libanon, Syrien, Kurdistan, der Türkei oder aus Ex-Jugoslawien. MaDonna wurde bereits vor 29 Jahren zur Entwicklung kreativer Konzepte für die Kinder- und Jugendarbeit mit Mädchen und jungen Frauen gegründet. Zu Beginn standen vor allem die Selbsterfahrung, Beratung, Antigewaltprojekte sowie Empowerment für Mädchen im Zentrum. Mädchen wurden gegen Sexismus, für Gleichberechtigung und Menschenrechte sensibilisiert. Seit dem Jahr 2003 besteht zudem eine Vernetzung mit anderen Jugendangeboten, dem Quartiermanagement, der Sozialdirektion, dem Jugendamt, dem Jugendhilfeausschuss und der Polizei.

Zum heutigen Zeitpunkt setzt das MaDonna die Schwerpunkte auf Freizeitgestaltung, Bildung, Gewaltprävention und Menschenrechte. Der Treff ist sieben Tage die Woche, jeweils von 13:30 Uhr – 19:30 Uhr geöffnet. Es werden Freiräume zur Selbstbestimmung geboten und täglich nehmen bis zu 50 Mädchen an Angeboten im MaDonna teil. Nahezu alle Besucherinnen sind im Quartier oder der unmittelbaren Umgebung wohnhaft und haben Migrationshintergrund. Die meisten stammen aus kinderreichen Familien und leben in beengten Wohnverhältnissen. Schwierige Umstände und Familienverhältnisse, wie häusliche Gewalt, Traumatisierung durch Krieg, Alkohol- und/oder Drogenabhängigkeit der Eltern, sexueller Missbrauch und fehlende Selbstbestimmung, kommen bei den Besucherinnen nicht selten vor.

Das MaDonna bietet den Mädchen einen offenen Begegnungsrahmen, in dem sie frei ausprobieren können, wofür sie zu Hause oder auf der Strasse geächtet würden. Darunter fallen Freizeitaktivitäten, Sport und Spiele, Street-Dance Gruppen, Beauty-Tage, aber auch Koch-, Näh-, und Computerkurse. Den Mädchen wird Unterstützung geboten beim Umgang mit Gewalterlebnissen, beim Erledigen der Hausaufgaben oder wenn es darum geht Bewerbungen zu verfassen. Im Treff bestehen klare Haus-

regeln, welche die Mädchen zur Selbstverantwortung und Selbstorganisation anhalten. Damit soll das Selbstbewusstsein und die soziale Kompetenz der Mädchen gestärkt werden.

Nebst den oben erwähnten Angeboten, ist den Leiterinnen des MaDonnas auch die aktive Gewaltprävention wichtig. Seit Mitte der 90er Jahre wurde eine zunehmende Tendenz der offenen Gewaltbereitschaft durch Mädchen festgestellt. Auch wenn Jungen gegenüber Mädchen immer noch ein Vielfaches an Gewalttaten verüben, stellt dies ein zunehmendes Problem dar. Bei Befragungen der Täterinnen wurden häufig die Gründe aufgeführt, nicht Opfer sein zu wollen, sich durch Gewalt Respekt verschaffen zu können oder sich von den tradierten, familiären Geschlechterrollen absetzen zu wollen. Nebst den offenen Gewaltausübungen bedienen sich die Mädchen einer Vielzahl verdeckter Gewaltformen, um ihre Interessen durchzusetzen: Intrigen, Diffamierungen, falsche Gerüchte verbreiten, anstacheln der Jungen, emotionale Beziehungsgewalt, subtile Misshandlungen usw.. Mädchen richten jedoch noch immer einen Grossteil der Gewaltimpulse gegen sich selbst. So sehen sich die Leiterinnen des MaDonnas täglich mit der Selbstaufgabe in gewalttätigen Beziehungen, Depressionen, Essstörungen und Selbstverletzungen konfrontiert. Bei deutschen heranwachsenden Mädchen findet sich zudem ein steigender Alkohol-, Drogen-, und Medikamentenmissbrauch.

Um dem entgegenzuwirken, bedienen sich die Leiterinnen, wie bereits erwähnt, der aktiven Gewaltprävention. Die Kernelemente dieses Präventionsprogramms bestehen aus peergrouporientiertem Lernen, der Kontrolle durch die Gleichaltrigengruppe und der Förderung einer konfrontativen Diskussion.

Beim **peergrouporientierten Lernen** werden die Kinder und Jugendlichen mit Ansätzen der Mediation und Deeskalation vertraut gemacht. In Gruppen werden mögliche Szenarien im Umgang mit Gewaltsituationen diskutiert und in Form von Rollenspielen ausprobiert. Die Reflexion darüber soll Erkenntnisse über mögliche Handlungsweisen in Konfliktsituationen bieten.

Klare Regeln im und um den MaDonna Treff legen die Basis für die **Kontrolle** durch die Gleichaltrigengruppe. Durch die gute Vernetzung im Quartier mit freiwilligen Mitarbeitenden und den anfangs erwähnten Institutionen und Organisationen, werden Gewaltvorfälle registriert, besprochen und sanktioniert. Dabei werden Gewalthandlungen ausserhalb des MaDonnas gleich behandelt, als wären sie im Treff vorgefallen. Bei Straftaten wird die Polizei mit einbezogen und die Eltern der Betroffenen in-

formiert. Alle Sanktionen, das MaDonna betreffend, sind in der Versammlung der Mädchen verhandelbar und werden diskutiert.

Ist eine Gewalttat offen oder subtil vorgefallen, wird die **konfrontative Diskussion** mit den Täterinnen gesucht. Im Kreisgespräch mit allen Mädchen, in welchem alle eine Stimme haben und nützen müssen, werden ihre Gewaltmechanismen und -auslöser besprochen und die Diskussion unter den Kindern und Jugendlichen ange-regt. Es werden alternative Handlungsmöglichkeiten in den Konfliktsituationen ge-sucht und besprochen, was die Betroffenen zur Anwendung oder Tolerierung der Gewalt bei Kolleginnen und Freundinnen veranlasst hat. Es wird versucht herauszu-finden, welchen Anteil an Konflikten jedes involvierte Mädchen hatte; auch bei freundlich, passivem Verhalten.

Trotz schwierigem Umfeld ist es mit diesen Methoden gelungen, die zunehmende Gewaltanwendung von Mädchen, unter ständiger Konfrontation, zu durchbrechen. (Gabriele Heinemann, 2003)

Fazit

Wie schon einführend in den MaDonna Mädchentreff erwähnt, ist der Autorin und dem Autor bewusst, dass es sich nicht um ein reines Gewaltpräventionsprojekt han-delt. Dennoch werden viele wichtige Risikofaktoren für Jugendgewalt durch das Ma-Donna aufgegriffen. Dem schwierigen, sozio-kulturellen Kontext und den damit ver-bunden Risikofaktoren wird durch die Rückzugsmöglichkeiten im Treff begegnet. Der so gebotene Rahmen kann im weiteren Sinne als Verhältnisprävention (vgl. 2.2.2) angesehen werden. Die Mädchen erhalten die Möglichkeit entgegen den üblichen Erwartungshaltungen der Eltern und des Umfelds, eigene Erfahrungen mit sich selbst und in der Gruppe machen zu können. Auf der Beziehungsebene werden die Risiko-faktoren Familie und Gleichaltrigengruppe aufgegriffen. Speziell den negativen Ein-flüssen der Familie, wie dem Drogenkonsum der Eltern, häuslicher Gewalt, Miss-handlung und Vernachlässigung kann entgegengewirkt werden. Indem den Kindern und Jugendlichen ein geschütztes Umfeld zur Familie geboten wird, das bei familiä-ren und schulischen Problemen unterstützend wirkt und den Betroffenen eine An-laufmöglichkeit mit entsprechenden Bezugspersonen bietet (vgl. 5.3.1). Zusätzlich spielt in diesem Kontext die Gleichaltrigengruppe eine grosse Rolle. Sie gibt den Mädchen Anerkennung und Geborgenheit, fördert die Identitätsentwicklung und stärkt den Selbstwert. Die Bedeutung der Gleichaltrigengruppe steigt insbesondere dann, wenn die Bindung zur eigenen Familie schwach ist. Die Ressourcen der

Gleichaltrigengruppe werden so für die aktive Gewaltprävention genützt. Überdies wird die Gleichaltrigengruppe im Rahmen des peergrouporientierten Lernen und in den Kontrollen durch die Gleichaltrigengruppe mit einbezogen (vgl. 5.3.2). Durch klare, transparente Regeln innerhalb und ausserhalb des MaDonnas, werden die Mädchen für problematische Verhaltensweisen sensibilisiert und ein Vergehen strikt sanktioniert. Die gute Vernetzung gewährleistet dabei eine funktionierende Kontrolle über den Treff hinaus, was laut Sampson et al. (1997, 1999; vgl. 5.4.3) als kollektive Wirksamkeit betitelt werden kann und der Jugendgewalt im Quartier (Sozialraum), entgegen wirkt.

Neben der Verhältnisprävention, befasst sich das vorliegende Programm auch mit der Verhaltensprävention (vgl. 2.2.2). Über das Lernen in der Gleichaltrigengruppe erfahren die Mädchen, welche Mediations- und Deeskalationsformen im Rahmen von Konflikten anwendbar sind. Die konfrontativen Diskussionen erlauben zudem das Erlernen alternativer Problemlösungsmuster, Gewalt befürwortende Normen zu hinterfragen und mit der Zeit zu negieren. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass diese Methoden dazu beitragen, dass Risikofaktoren auf der Ebene des Individuums minimiert werden (vgl. 5.2.2).

Ist trotz intensiver Arbeit ein Fall von Gewalt aufgetreten, werden die Täterinnen, wie oben beschrieben, in sogenannten Kreisgesprächen zur Diskussion animiert. Diese Methode weist behandelnden Charakter auf (vgl. 2.1), da das Problem bereits existiert und auf dieser Basis interveniert wird. Da jedoch alle Mädchen daran teilnehmen, überwiegt für alle ‚Nicht-Täterinnen‘ der präventive Anteil.

Als der Mädchentreff MaDonna ins Leben gerufen wurde, wollten die Initiantinnen Mädchen in einem schwierigen sozio-ökonomischen Umfeld, eine Rückzugsmöglichkeit bieten. Die Zielgruppe (vgl. 2.2.3) war und ist bis heute auf Mädchen zwischen 9 und 18 Jahren eingegrenzt. Doch inwiefern kann gesagt werden, dass die gewaltpräventiven Angebote genderspezifisch sind? Bezogen auf die Zielgruppe des MaDonnas, muss zweifelsohne von einem genderspezifischen Präventionsprogramm gesprochen werden. Dieses gründet auf den Schwierigkeiten, die sich für Mädchen aus dem Zusammentreffen der verschiedenen Kulturen und Normsystemen ergeben. Bezogen auf die Methode der aktiven Gewaltprävention sehen die Autorin und der Autor jedoch keine genderspezifischen Gepflogenheiten. D.h. sämtliche angewendeten Instrumente und Methoden, könnten auch in einem Treff für Knaben umgesetzt werden, da sie denselben Risikofaktoren ausgesetzt sind. Im Weiteren stellt sich der Autorschaft die Frage, ob die Bestrebungen nicht in Richtung einer engeren Zusam-

menarbeit mit den männlichen Kindern und Jugendlichen des Quartiers entwickelt werden könnte um die Wirkung der Prävention auszuweiten.

6.1.4 Respect! – Selbstbehauptung für Jungen

Respect! ist ein Gewaltpräventionsprogramm für Jungen, welches für Gruppen und Schulen in Form eines Kurses angeboten wird. Ausgehend von einem Jungenbild, anhand dem Jungen oft laut sind, Grenzen verletzen und Opfer von Grenzverletzungen werden, wird hinter jeder Grenzverletzung eine komplexe Geschichte vermutet, in der Jungen mit ihren Stärken und Schwächen den Einflüssen und Anforderungen von Familie und Gesellschaft versuchen standzuhalten. Jungen, welche durch ihre Kultur beeinflusst und auf der Suche nach ihrer Männlichkeit sind. Bei Täter und Opfer gilt für das Programm die Annahme, dass sie unsicher seien, wenig Selbstwertgefühl hätten, eigene und fremde Grenzen nicht wahrnehmen könnten und von der Angst geleitet seien, als unmännlich zu gelten.

Respect! versucht ressourcenorientiert die Sehnsüchte und Wünsche hinter den Verhaltensweisen aufzugreifen und so den Bedürfnissen nach echter Stärke und fairem Kräftemessen, der Suche nach lebbarer Männlichkeit, dem Gewinn von Selbstsicherheit und Eigenständigkeit, sowie dem Erzielen von Gemeinsamkeit und Austausch unter Jungs, gerecht zu werden. Die Kurse sind spielerisch aufgebaut und legen den Fokus auf die Bewegung und das aktive Erleben. Es wird darauf geachtet das Freiräume zur Reflexion entstehen können, in denen mit Wahrnehmungs-, Körper-, und Sprachübungen, sowie mit Begegnungs- und Rollenspielen gearbeitet wird. Um den Jungen in diesen Phasen ein visualisiertes Werkzeug zu bieten, nimmt Respect! die so genannte ‚Hand der Selbstbehauptung‘ zur Hilfe. (Abb. 10)



Abbildung 10 Hand der Selbstbehauptung (www.respect-selbstbehauptung.ch)

Die fünf Finger symbolisieren wichtige Fähigkeiten, um auf Konflikte kompetenter als mit Gewalt zu reagieren und sollen den Jungen Selbstsicherheit und Selbstbewusstsein vermitteln.

Die zugewiesenen Bedeutungen der einzelnen Finger sind:

- Wahrnehmen
- Entscheiden
- Grenzen ausdrücken
- Sich wehren
- Hilfe holen

Im Folgenden werden diese noch weiter ausgeführt.

Wahrnehmen

Grenzen sollen wahrgenommen werden. Die Jungen lernen Gefühle wie Angst, Trauer, Wut und Scham ernst zu nehmen und als wichtige Orientierungshilfen, im Umgang mit Konflikten und Beziehungen zu sehen.

Entscheiden

Es soll ein Bewusstsein dafür geschaffen werden, dass Konflikte nicht einfach passieren, sondern oft entschieden werden kann, wie und ob man in einen Konflikt hinein oder um ihn herum gehen will.

Grenzen ausdrücken

Eigene, physische und psychische Grenzen sollen, aus voller Stimme und Körperhaltung, selbstbewusst und überzeugend ausgedrückt werden können.

Sich wehren

Die eigene Kraft soll erkannt und erlebt werden. Die Jungen sollen Gewissheit haben, dass diese Kraft sie im Notfall befähigt sich zu schützen und zu wehren.

Hilfe holen

Letztlich soll den Jungen auch das Wissen vermittelt werden, dass sie sich, wenn etwas passiert ist, Hilfe holen dürfen, und dass es entlastet, wenn man es macht.

Um die einzelnen Punkte, resp. Finger der Hand zu vermitteln, fließen verschiedene Konzepte zusammen, wobei die Methode der Kampfes Spiele nach Josef Riedele, Deutscher Sozialpädagoge, bei der Jungenarbeit im Zentrum steht.

In ritualisierten Kampfsituationen werden Themen wie Respekt, Fairness und Achtung unter Zuhilfenahme von kraftvollem, dynamischem Körperkontakt unter den Jungs vermittelt. Diese Art von Kontakt wird nach Riedele von den Jungen gesucht, doch häufig fehlt das Wissen um die Formen, wie sie diesen ohne Gewalt und Grenzüberschreitungen erreichen können. Dieses Bedürfnis wird als Ressource, im geschützten Rahmen unter Jungs aufgegriffen, wo dynamischer Körperkontakt fruchtbar werden kann, ohne in Gewalt auszuarten. Der Kampf wird dabei um wichtige Elemente erweitert, woraus der Rahmen und somit die „Kampf-Es-Spiele“ entstehen.

Die Elemente sind:

Kampf: Fairer, regelgeleiteter, dynamischer Körperkontakt.

Es: Rituale, welche dem Kampf Ruhe und Bewusstsein gegenüberstellen, damit Reflexion, Wachstum und Entwicklung ermöglicht wird.

Spiele: Freiwilliges, gemeinsames Erleben im Moment mit Spass und Freude

Die Verbindung dieser Elemente ermöglicht es, mit den Jungen schnell in eine respektvolle Beziehung zu treten und gewinnbringende Momente zu schaffen. Diese Momente entstehen durch die „reale“ Konfrontation der Jungen, in für sie relevanten Situationen, welche es ermöglichen Themen wie z.B. Fairness, Respekt, Ehre, Mitgefühl und Beschämung erleben, reflektieren und diskutieren zu können. Dies kann manifestierten Mustern und Verhaltensweisen entgegenwirken und neue Handlungsmöglichkeiten schaffen. Durch das Kämpfen lernen Jungen, sich einer Herausforderung zu stellen und handlungsfähig zu bleiben, anstatt sich durch Angst lähmen zu lassen. Es werden Formen der Entspannung und Alternativen zum Spannungsabbau durch Gewalt vermittelt. Die Jungen erleben ausserdem, dass Mitgefühl und Verbundenheit zu einem guten Kämpfer und angesehenen Mann gehören. Diese Erfahrungen sollen sie dabei unterstützen, eine respektvolle und selbstbewusste Männlichkeit entwickeln zu können, „die sich nicht an den Rambos dieser Welt orientiert“.

Obenstehende Informationen wurden der Webseite von Respect! entnommen, welche für weitere Informationen konsultiert werden kann: <http://www.respect-selbstbehauptung.ch>.

Fazit

Beim Programm Respect! Selbstbehauptung für Jungen, handelt es sich, wie aus dem Namen ersichtlich, um ein genderspezifisches Präventionsangebot. Die Zielgruppe (vgl. 2.2.3) mit der gearbeitet wird, sind Jungen im Volksschulalter. Präventionstheoretisch ist das Programm der Verhaltensprävention (vgl. 2.2.2) zuzuordnen, d.h. das individuelle Verhalten der Jungen und der Gruppe stehen im Fokus und nicht strukturelle Gegebenheiten, die bezüglich der Verhinderung eines Problems förderlich wären.

Betrachtet man das Konzept von Respect! auf Basis der Einflussfaktorenanalyse dieser Arbeit, können verschiedene Risiko- und Schutzfaktoren identifiziert werden, welche das Angebot aufgreift und bearbeitet.

Wie unter Punkt 5.2.1 aufgezeigt, wird, statistisch gesehen, die männliche Geschlechtszugehörigkeit allein bereits als biologischer Risikofaktor für Jugendgewalt hervorgehoben. Auch wenn diesem Risikofaktor nicht direkt hemmend entgegengewirkt werden kann, ist zumindest die Wahl der Zielgruppe dadurch gut begründbar. Den einen Schwerpunkt des Angebots sehen die Autorin und der Autor auf der Ebene der individuellen Risikofaktoren (vgl. 5.2.2). Durch verschiedene Ansätze und mithilfe der Visualisierung der „Hand der Selbstbehauptung“ wird Risikofaktoren, wie Ruhelosigkeit, Impulsivität, und fehlende Empathie, entgegengewirkt. Im Weiteren werden Konfliktlösungsstrategien vermittelt und betrachtet, der eigene Anteil an der Entstehung von Konflikten reflektiert und dementsprechend übergreifend Gewalt befürwortenden Normen entgegnet. Da es sich meist um Schulklassen handelt, welche in Form von Kursen von Respect! gecoacht werden, sehen die Verfassenden dieser Arbeit zusätzlich das Potential, welches in der Arbeit mit Gleichaltrigengruppen liegt (vgl. 5.3.2). Gelernte Ansätze und Erfahrungen können so evtl. in der Gleichaltrigen-gruppe weitergetragen werden und zu positiven Verhaltensänderungen betreffend der Konfliktbewältigung führen. Diese neuen Muster der Konfliktbewältigung könnten daneben zusätzlich zu einer Verbesserung des Schulhausklimas beitragen (vgl. 5.4.1). Durch Stimulierung der genannten Risikofaktoren werden auch Schutzfaktoren (vgl. 5.6) gestärkt. Im Speziellen sind dies die Förderung der Fähigkeit den eigenen Standpunkt auszudrücken und zu vertreten, und das Erlernen von pro-sozialen Verhaltensweisen.

Auf der Gesellschaftsebene sehen die Autorin und der Autor den anderen Schwerpunkt des Angebots; die Geschlechterrollenstereotypen (vgl. 5.5.3). Das Jungenbild, welches zu Beginn des Programms ausgeführt wurde, greift zugeschriebene Stereotypenmerkmale wie Lautheit, Grenzverletzungen, die Suche nach Männlichkeit, Körperlichkeit usw. auf und sieht darin Bedürfnisse und Ressourcen, die erfüllt, resp. genutzt werden können. Mit der Methodik der Kampfes Spiele greift das Konzept auf diese Bedürfnisse nach männlicher Rollenzugehörigkeit zurück und versucht aufzuzeigen, dass Werte wie Ehre, Fairness, Respekt und Mitgefühl zu einem starken Männerbild gehören. Dies kann, laut dem Konzept von Riedele, den Jungen im Identifikationsprozess mit ihrem Rollenbild helfen, Modifikationen vorzunehmen und die vermittelten Werte und Haltungen zu integrieren.

Trotz dieser Chance sehen die Autorin und der Autor die Grundlage des erwähnten Jungenbildes und die Konzeptionierung der Kampfes Spiele nicht als unproblematisch an. Ausgehend vom Ansatz der De-Konstruktion des sozialen Geschlechts (vgl. 3.3), sieht die Autorenschaft das Risiko, dass gesellschaftliche Rollenbilder aufgegriffen

und verstärkt werden und dies durch den pauschalisierten Ansatz auch für Jungen geschieht, welche sich nicht mit den genannten stereotypen Rollenbildern identifizieren. Die Identifikation mit den genannten Werten missfällt beispielsweise dem Autor dieser Arbeit komplett.

Nach Meinung der Autorin und des Autors müsste die Ausgangslage und das damit verknüpfte Jungen-, resp. Männerbild zuerst diskutiert und erhoben werden, anstatt einfach von den genannten, pauschalen Annahmen auszugehen. Damit würde man der kulturellen, gesellschaftlichen Vielfalt gerechter und könnte themenspezifischer mit den Jungen arbeiten. So könnten beispielsweise Thematiken wie die gewaltfreie Kommunikation und Deeskalation verstärkt angegangen werden, ohne die körperbetonten Elemente so stark zu gewichten. Überdies ist die Begründung in Bezug auf die Sinnhaftigkeit von körperbetonten Kampfspiele für die Autorin und den Autor nicht schlüssig nachvollziehbar.

Die Fixierung auf das genannte Jungen-, resp. Männerbild und die Auseinandersetzung mit den expliziten Rollenstereotypen zeichnen Respect! als genderspezifisches Programm aus und machen eine Adaption oder Anwendung auf das weibliche Geschlecht nahezu unmöglich. Es wäre zwar vorstellbar, die präventiven Aspekte, welche auf die Ebene der individuellen Risikofaktoren einwirken (z.B. Hand der Selbstbehauptung), auch auf Mädchen anzuwenden. Aufgrund der obgenannten kritischen Anmerkungen und der auch in diesem Bereich engen Verstrickung mit dem umstrittenen Rollenbild, wird nicht empfohlen, eine Erweiterung auf Mädchen anzustreben.

6.2 Behandlungsangebote

Nachdem unter 6.1 vier Präventionsangebote detailliert beleuchtet wurden, werden in der Folge zwei Behandlungsprogramme vorgestellt. Die Autorin und der Autor haben sich dabei für zwei Programme entschieden, bei welchen die Genderfrage explizit im Zentrum der Behandlung steht und welche beide von den gleichen Personen entwickelt wurden. So lassen sich die beiden Angebote gut miteinander vergleichen und die Unterschiede in der geschlechtsspezifischen Herangehensweise deutlich erkennen.

6.2.1 Genderorientierte Gewaltberatung für Mädchen

Der Arbeitsansatz der genderorientierten Gewaltberatung ist im deutschsprachigen Raum stark geprägt von den beiden deutschen Therapeuten Joachim Lempert und

Burkhard Oelemann, welche vor etwas mehr als 20 Jahren die Beratungsstelle ‚Männer gegen Männer-Gewalt‘ in Hamburg ins Leben gerufen haben. Wie der Name schon sagt, richtete sich das Angebot damals nur an Männer (Täter häuslicher Gewalt) und auch die Beratenden waren ausschliesslich Männer. 2004 haben sich die beiden Initiatoren getrennt und separate Institute gegründet. Oelemann führt heute das Forum Intervention, welches in Hamburg stationiert ist und Lempert das Institut-Lempert in Wien. Da sich im Laufe der Jahre jedoch vermehrt auch Täterinnen meldeten, wurden die Angebote erweitert. Heute wird in beiden Instituten sowohl Täter wie auch Täterinnenarbeit angeboten. Eine Altersbeschränkung findet sich in diesem Modell nicht. Es werden Erwachsene wie auch Jugendliche angesprochen und beraten. In der Schweiz arbeiten heute viele Gewaltberatungsstellen aber auch Massnahmenzentren wie der Arxhof oder das Massnahmenzentrum Uitikon nach diesem Modell, dem sogenannten ‚Hamburger Modell‘, welches im Folgenden für die Arbeit mit Täterinnen vorgestellt werden soll.

Überblick

Idealtypisch wird mit freiwilligen Klientinnen gearbeitet, da deren Motivation, mit ihrem gewalttätigen Handeln aufzuhören, am Grössten ist. Seit einigen Jahren wird jedoch auch mit zugewiesenen Täterinnen gearbeitet. Allerdings unter der engen Voraussetzung, dass keinerlei Bescheinigungen ausgestellt werden. Die Mitarbeitenden um Burkhard Oelemann gehen davon aus, dass sich die Motivation der Klientinnen, Beratung in Anspruch zu nehmen, dadurch massiv verändern würde. Die Gefahr würde darin bestehen, dass sie dann kommen würden, um eine Bescheinigung zu erhalten und nicht um für sich Erkenntnisse zu gewinnen. (Sabine Seifert-Wieczorkowsky, 2009, S. 197) Die Autorin vertritt aufgrund ihrer täglichen Arbeit mit dem ‚Hamburger Modell‘ die Meinung, dass auch erfolgreich mit Täterinnen gearbeitet werden kann, die unfreiwillig in einer Beratung sind. Dies widerspricht zwar dem ursprünglichen Gedanken der von Lempert und Oelemann ins Leben gerufenen Beratungsstelle, ist für einige Institutionen aufgrund ihres gesetzlichen Auftrags jedoch unumgänglich. Die Inhalte und Ideen der genderorientierten Gewaltberatung können dennoch übermittelt werden. Arbeitet man zusätzlich nach methodischen Ansätzen im Umgang mit unfreiwilligen Klientinnen und Klienten, hat man auch so gute Chancen, auf offene Ohren zu treffen. (vgl. Marie-Louise Conen und Gianfranco Cecchin, 2007)

Überblickend lässt sich die Arbeit nach dem Hamburger Modell in drei Teilbereiche zusammenfassen:

- Menschen werden darin unterstützt, sich bewusst zu werden, welche Auswirkungen ihr gewalttätiges Verhalten für sie selber und andere, davon Betroffene hat.
- Es wird in den Beratungen versucht herauszufinden, in welchen Identitäts- und Lebensbereichen Krisen bestehen oder bestanden und welche Lösungsressourcen den Täterinnen zur Verfügung stehen. Die Frauen werden sich so ihrer Werte und Normen bewusst und können überprüfen, inwieweit diese zu den Zielen passen, die sie in ihrem Leben verfolgen.
- Zudem werden die Täterinnen dazu angeleitet, mit dem ganzen Spektrum ihrer Emotionalität in Kontakt zu treten und dieses zum Ausdruck zu bringen. Menschen die sich differenzierter merken und äussern können, sind sich ihrer selbst bewusster. Darin wird die Grundlage gesehen, innere und äussere Konflikte durch alternative Verhaltensweisen lösen und auf die Scheinlösung durch Gewalt verzichten zu können. (Seifert-Wieczorkowsky, 2009, S. 198)

Der Gewalt- und Aggressionsbegriff

Die Gründer des hier vorgestellten Ansatzes zur genderorientierten Gewaltberatung subsumieren unter dem Gewaltbegriff sämtliche Formen körperlicher Beeinträchtigung anderer Menschen sowie deren Androhung. Gewalt wird stets als willentlicher Akt verstanden und keineswegs als Affekthandlung. Das heisst hinter jeder Gewalt-handlung steht eine bewusste Entscheidung. Diese Ansicht deckt sich laut Seifert-Wieczorkowsky (2009) mit den Beschreibungen der Täterinnen. Zudem erlaubt sie der Täterin, die Verantwortung für ihre Tat zu übernehmen und in einer anderen Situation aktiv eine andere Entscheidung zu treffen. Weiter wird Gewalt als funktional betrachtet. Das bedeutet in der konkreten Arbeit mit den Täterinnen, dass nicht nach dem „Warum“ gefragt wird, sondern nach der Funktion; dem „Wofür“. Fragen in diese Richtung könnten etwa sein: Was wollten Sie mit ihrer Handlung erreichen? Wie fühlen Sie sich anschliessend?

Aggression wird nach dem Ansatz des genderorientierten Gewaltberatungsmodells im Sinne der lateinischen Übersetzung wörtlich verstanden und zwar als herangehen, sich nähern, auf etwas zugehen. Oelemann und Lempert sind davon überzeugt, dass es in diesem Sinne Aggression braucht, um Probleme zu lösen und eigene Grenzen

zu setzen. Die Aggression liefert nach ihrem Verständnis den Antrieb und die Motivation, aktiv zu werden und für sich einzustehen. Deshalb wird hier Aggression auch nicht als Vorstufe von Gewalt verstanden, sondern als gewaltverhindernd wahrgenommen. In ihrer langjährigen Arbeit hat sich diese Ansicht laut Seifert-Wieczorkowsky auch bestätigt. Die meisten Täterinnen waren und sind aggressionsgehemmt. Es gelingt ihnen schlecht, sich selber abzugrenzen. Sie nehmen ihre eigenen Grenzen kaum wahr, schlucken oder vermeiden Konflikte und werten sich selber ab. Wut und Aggression bewerten sie negativ und versuchen sämtliche, in diese Richtung aufkeimende Gefühle zu unterdrücken. Dies führt dazu, dass viele Täterinnen zu lange in einer passiven Stellung verharren, bis sie sich nicht mehr anders zu helfen wissen, als mit Gewalt. (S. 199 f.)

Aufgrund dieses Mechanismus ist es auch von grosser Wichtigkeit, dass die Täterinnen lernen, einen Zugang zu sich und ihrer Emotionalität aufzubauen. So lernen sie, ihre eigenen Grenzen erkennen und wahren.

Der Gewaltkreislauf

Der Gewaltkreislauf stellt einen methodischen Bestandteil der Täterinnenarbeit gestützt auf das ‚Hamburger Modell‘ dar. Ziel ist es, den Mädchen und Frauen bewusst zu machen, dass sich die Gewalthandlungen auf praktisch identische Art und Weise immer wieder wiederholen und dass dieser Kreislauf mit bewussten Entscheidungen unterbrochen werden kann.

Der von Lempert entwickelte Tatkreislauf lässt sich in unterschiedliche Phasen einteilen, deren Abfolge nicht kausallogisch zu sehen ist. Die verschiedenen Phasen bedingen sich nicht gegenseitig, die Anordnung ist aber zeitabhängig. In den meisten Fällen wird die Abfolge eingehalten. Es wurde zudem beobachtet, dass sich die Zeitabschnitte zwischen den Gewalttaten verkürzen und die Gewalt zunimmt, wenn sich die Täterin nicht entscheidet, etwas gegen ihr gewalttätiges Handeln zu unternehmen. (Seifert-Wieczorkowsky, 2009, S. 203)

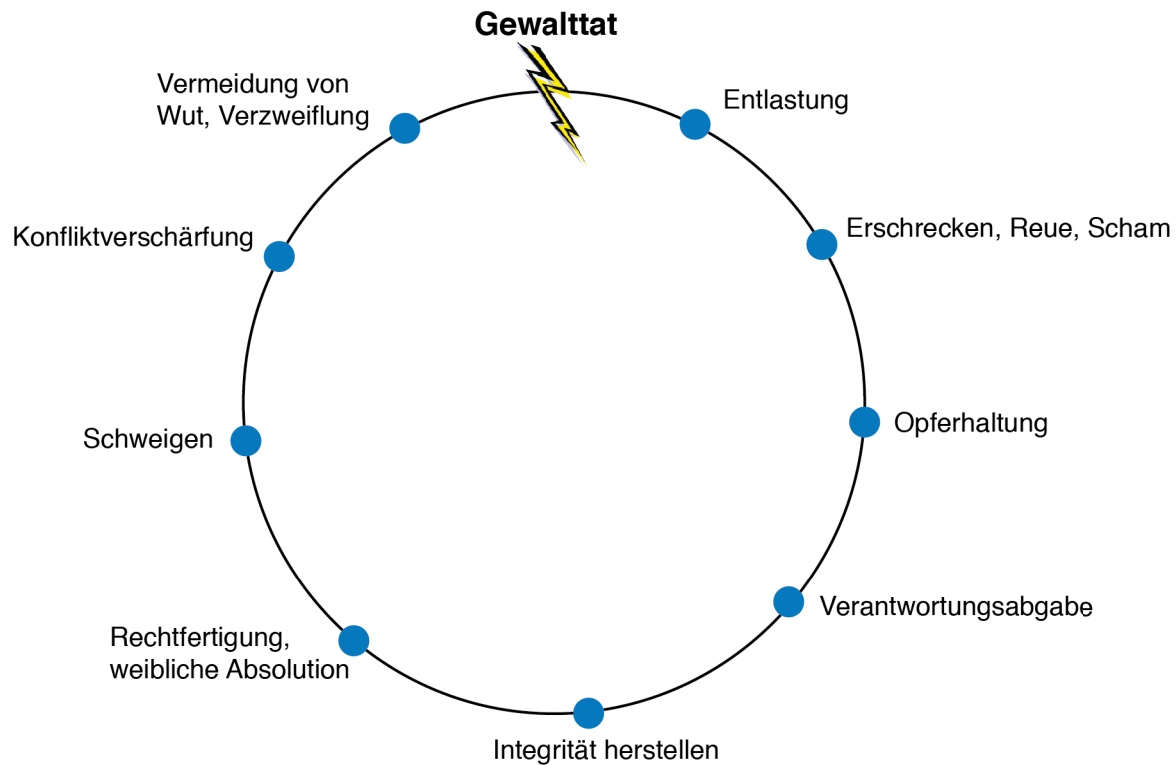


Abbildung 11 Gewaltkreislauf für Frauen (Seifert-Wieczorkowsky, 2009, S. 204, angepasst)

Der Gewaltkreislauf (Abb. 11) beginnt mit der **Gewalttat**, welche wie oben bereits erwähnt, in diesem Ansatz immer als bewusste Gewalt verstanden wird.

Das Modell geht davon aus, dass sich die Atmosphäre schon während der Tat verändert und der erste Schlag als **Entlastung** wirkt. Mädchen oder Frauen, die sich zuvor ohnmächtig, hilflos oder überfordert gefühlt haben, werden durch das Zuschlagen aktiv. Die Verzweiflung wird in eine gewalttätige Handlung kanalisiert.

Die Entlastung wird zu Beginn zumindest von **Erschrecken, Reue** und **Scham** abgelöst. Die Täterin ist entsetzt über ihre Handlung. Das Opfer nimmt sie bewusst wahr. Je häufiger jedoch der Kreislauf durchlaufen wird, je weniger werden diese drei Faktoren wahrgenommen.

Scham zuzulassen ist unangenehm. Um sich vor sich selber zu rechtfertigen, wird von den Täterinnen in der Folge häufig eine **Opferhaltung eingenommen**. Der Ansatz geht hier davon aus, dass es die Frauen kaum aushalten, gewalttätig zu sein, da es ihrer Rollenerwartung des Frau bzw. Mädchen Sein widerspricht. (Seifert-Wieczorkowsky, 2009, S. 205 f.)

Folgt man dem Ansatz weiter, gehen die Täterinnen anschliessend nach aussen und versuchen die **Verantwortung** an ihr Opfer oder an die Umwelt **abzugeben**. Aussa-

gen wie: „Er hat mich provoziert und ist somit selber schuld.“ „Sie hat mich beleidigt und den Schlag somit verdient“ sind die Folge dieser Verantwortungsabgabe. Seifert-Wieczorkowsky (2009) drückt dies so aus: „Wenn von Schuld gesprochen wird, ist die Einteilung klar: richtig oder falsch. Wer die Schuldfrage geklärt hat, muss nichts mehr verändern.“ (S. 205).

Um ihre **weibliche Integrität wieder herzustellen** versuchen die Täterinnen nun, die Gewalttat in ihr Weiblichkeitskonzept zu integrieren. Der vorliegende Ansatz spricht hier explizit von Frauen, die im Rahmen häuslicher Gewalt gegenüber ihrem Partner gewalttätig werden. Dadurch, dass die Täterinnen zu sich sagen, sich von einem Mann nichts gefallen lassen zu müssen, und ihr gewalttätiges Handeln als durchsetzungsstark und wehrhaft interpretieren, stellen sie die in ihrer Wahrnehmung nicht mehr korrekt gelebte Frauenrolle wieder her (Seifert-Wieczorkowsky, 2009, S. 206). Vergleichen wir diesen Ansatz mit den rollentheoretischen Erklärungsmodellen von Silkenbuemer und Bruhns, welche in Kapitel 5.5.3 erläutert wurden, sind deutliche Parallelen erkennbar. Auch diese beiden Autorinnen gehen davon aus, dass gewalttätige Mädchen ihr Gewalthandeln in ihren Weiblichkeitsentwurf integrieren und gegen das Weiblichkeitskonzept, welches mit Opfersein eng verbunden ist, rebellieren. Die Mädchen versuchen, dem Bild der Frau als Opfer zu entfliehen, indem sie Gewalt anwenden und sich auf die Seite der Täterin stellen. Dies wird von vergleichbaren Aussagen begleitet wie: „Ich meine mit Gewalt kannst du dir Respekt verschaffen, und wenn andere Leute vor dir Respekt haben, dann trauen sie sich auch nichts gegen dich zu sagen oder so.“ (Bruhns, 2009, S. 182).

Im weiteren Verlauf des frauenspezifischen Gewaltkreislaufs folgt nun die sogenannte **Rechtfertigung und vorseilende weibliche Absolution im gesellschaftlichen Mainstream**. Damit ist gemeint, dass gerade im Bereich häuslicher Gewalt, Frauen häufiger als Männer an die Öffentlichkeit gehen und sich der besten Freundin oder der Mutter anvertrauen. Da auf der gesellschaftlichen Ebene das Bild der Frau als Opfer noch immer dominiert, werden die Täterinnen in ihrer Rechtfertigung und Verantwortungsabgabe von Aussen unterstützt; ihnen wird die Absolution für ihre Handlung erteilt. Das Konstrukt, welches sie sich zurecht gelegt haben, wonach sie das Recht hatten, sich zur Wehr zu setzen und sich aus der Opferhaltung heraus zu begeben, wird von Aussen zusätzlich bestätigt.

In Bezug auf die eigentliche Tat wird dadurch **geschwiegen**. Handelt es sich um häusliche Gewalt, wird auch der Mann schweigen. Denn genauso wie die Frau Angst hat, dass ihr die weibliche Integrität abgesprochen wird, fürchtet der Mann um die Anerkennung seiner Männlichkeit.

Dieses Schweigen führt zu einer **Verschärfung der Konflikte**. Die Einnahme der Opferhaltung entlastet die Täterin nur kurzfristig. Den Auslöser für ihr gewalttätiges Verhalten wird die Täterin nach wie vor im Aussen suchen. Ihr Bemühen, das gewalttätige Verhalten zu ändern ist somit zum Scheitern verurteilt. Solange die betroffenen Mädchen und Frauen den Grund für ihr gewalttätiges Verhalten nicht bei sich selber suchen, indem sie sich überlegen, wie sie sich besser entlasten können, was ihnen gut tut oder wie sie sich besser mitteilen könnten, solange wird ihre Aufmerksamkeit beim Opfer weilen.

Der Konflikt ist somit nicht gelöst. Vielmehr wird von den Täterinnen **vermieden, Wut** und **Verzweiflung** zuzulassen. Über den eigentlichen Konflikt, der zur Gewalt führte, wird nicht gesprochen. Das Fehlen der Mitteilung der eigenen Gefühle und Emotionen führt letzten Endes wieder zu einer Gewalttat womit der Kreislauf geschlossen wäre. Lempert und Oelemann sehen deshalb das Fundament gewaltfreien Verhaltens darin, dass die eigenen Bedürfnisse und Gefühle wahrgenommen, mitgeteilt und in konstruktiverer Weise vertreten werden können. (Seifert-Wieczorkowsky, 2009, S. 207 f.)

Die Quelle von Seifert- Wieczorkowsky wurde durch weitere Informationen auf der Homepage des Forums Intervention, <http://www.intervenieren.de>, der Homepage der genderorientierten Gewaltberatung, <http://www.gewalt-beratung.de> und der Homepage des Instituts Lempert, <http://www.institutlempert.de> ergänzt.

Fazit

Die genderorientierte Gewaltberatung nach dem Ansatz des ‚Hamburger Modells‘ zielt darauf ab, den Täterinnen ihr Verhalten und die damit Zusammenhängenden Mechanismen bewusst zu machen. Die Mädchen und Frauen sollen sich ihrer bewusst werden und so alternative Lösungsansätze erlernen, bei denen sie ihre Bedürfnisse und Grenzen wahren können, ohne dazu zu Gewalthandlungen greifen zu müssen. So sind sie auch nicht länger abhängig davon, wie sich ihr Gegenüber verhält, sondern sie haben ihr eigenes Verhalten in ihrer Hand.

Analysiert man den Ansatz vor dem Hintergrund der Risiko- und Schutzfaktorenanalyse, entsteht auf den ersten Blick der Eindruck, der Ansatz setze sich kaum mit Risikofaktoren auseinander. Offensichtlich erkennbar ist einzig der Risikofaktor, der mit Opfersein konnotierten weiblichen Rolle, welcher mit Hilfe des Gewaltkreislaufes den Täterinnen bewusst gemacht und bearbeitet werden kann. Auf den zweiten Blick ist zu erkennen, dass sich der Ansatz mit Gewalt befürwortenden Normen, wie auch mit

mangelnden und aggressiven Problemlösungsmustern auseinandersetzt. Indem die Mädchen und Frauen lernen, ihr gewalttätiges Verhalten zu erkennen und nicht länger zu rechtfertigen, müssen sie sich unweigerlich mit ihren Werten und Normen auseinandersetzen und neue Konfliktlösungsmuster erlernen. Risikofaktoren, die sich im Umfeld der Täterinnen befinden wie Beziehungen zur Gleichaltrigengruppe, der mögliche Konsum von Alkohol oder Drogen oder der Lebensstil, werden leider nicht beachtet.

Schade ist zudem die Tatsache, dass der frauenspezifische Gewaltkreislauf, eng mit dem Thema häuslicher Gewalt verbunden ist und nicht allgemeiner gehalten wird. Dies obschon die Initiantinnen und Initianten betonen, auch mit Täterinnen zu arbeiten, welche anderweitig gewalttätig wurden. Die meisten Punkte lassen sich jedoch problemlos auch auf andere Fälle weiblicher Gewalt anwenden und die Grundlage, die weibliche Opferrolle als Rechtfertigung für Gewalthandlungen von Frauen, gilt zweifelsohne auch in anderen Bereichen. Dies bestätigt auch die Argumentation von Silkenbeumer und Bruhns, welche oben bereits erwähnt wurde und sich mit diesem Ansatz gut vereinbaren lässt.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass hier eindeutig genderorientiert gearbeitet wird. Die Auseinandersetzung mit der weiblichen Rolle ist zentraler Bestandteil der Arbeit. Dennoch sind die Grundmechanismen bzw. das Fundament und die Methodik, auf und mit denen gearbeitet wird in den Augen der Autorin und des Autors genderneutral. Denn wird von Verantwortungsabgabe, Rechtfertigung für gewalttätiges Handeln, von sich wiederholenden Gewaltkreisläufen, fehlendem Zugang zur eigenen Emotionalität und damit verbunden geringen Fähigkeiten für sich selber einzustehen und Grenzen zu setzen gesprochen, bewegen wir uns in einem Bereich, der für beide Geschlechter gleichermassen zutrifft und bei einer vertieften Auseinandersetzung eine erfolgreiche Intervention verspricht. Im folgenden Unterkapitel wird diese Haltung noch präziser erläutert werden.

6.2.2 Genderorientierte Gewaltberatung für Jungen

Wie im Kapitel 6.2.1 beschrieben, geht die genderorientierte Gewaltberatung nach dem so genannten ‚Hamburger Modell‘ auf die beiden Deutschen Lempert und Oelemann zurück. In ihrer ursprünglichen Arbeit, haben sich die beiden Initiatoren nur mit Männern und Jungen zum Thema Gewalt auseinandergesetzt. Dies, weil sie davon ausgingen, dass körperliche Gewalt in erster Linie ein Männerproblem ist. Polizei- und Kriminalstatistiken haben sie in ihrer Annahme unterstützt und tun es, wie

wir unter Kapitel vier gesehen haben, noch immer. Da für Lempert und Oelemann Gewalt in erster Linie mit dem Mann-Sein zusammenhing, haben sie das Männerbild und die männliche Sozialisation, bzw. das Geschlecht ins Zentrum ihrer Arbeit gerückt.

Genau wie in der Arbeit mit Mädchen und Frauen funktionierte das ‚Hamburger Modell‘ auch bei den männlichen Tätern auf der Basis der Freiwilligkeit, wobei heute auch mit unfreiwilligen Klienten gearbeitet wird. Ebenso liegen dem Modell dieselben Begriffsdefinitionen für Gewalt und Aggression zu Grunde. Auch bei Jungen und Männern gehen die beiden Begründer des ‚Hamburger Modells‘ davon aus, dass nicht Aggression und Gewalt miteinander korrelieren, sondern Aggressionshemmung und Gewalt. Lempert und Oelemann haben in ihrer langjährigen Arbeit die Erfahrung gemacht, dass männliche Gewalttäter durch ihre Arbeit selbstbewusst wurden, was nichts anderes meint, als dass sie sich selbst besser merken und dem, was sie merken, besser Ausdruck geben können. Ziel ist es, dass die männlichen Täter, sich ihrer Emotionen bewusst werden und sich auch trauen, diesen Ausdruck zu verleihen. Lassen diese Gewalttäter nun Aggressionen im Sinne der Definition zu, so können sie sich eher abgrenzen und die Wahrscheinlichkeit nicht mehr gewalttätig zu werden, steigt. (Oelemann & Lempert, 1997, S. 3)

Die drei Teilbereiche des ‚Hamburger Modells‘, welche unter Kapitel 6.2.1 erwähnt wurden, finden sich auch in der Arbeit mit Jungen und Männern wieder. Laut Oelemann und Lempert (1997) geht es darum, dass die Täter sich ihrer selbst und ihres Umfelds bewusst werden und Verantwortung für ihr eigenes Handeln übernehmen. Nur wer weiss, was in ihm und mit ihm vorgeht, hat auch die Möglichkeit, aktiv Entscheidungen zu treffen und sein Handeln zu beeinflussen (S. 4).

Männliche Sozialisation und Gewalt

Oelemann und Lempert gehen davon aus, dass Gewalt bei Jungen und Männern in erster Linie mit ihrem Männerbild und der häufig damit verbundenen Orientierungslosigkeit zusammenhängt. Betrachtet man die Jungensozialisation, so heben diese beiden Autoren hervor, dass Jungen praktisch ausschliesslich von Frauen erzogen werden. In der Regel pflegen Kinder eine engere und intensivere Beziehung zu der Mutter; es gibt Babysitterinnen, Kindergärtnerinnen und an der Grundschule unterrichten vorwiegend Lehrerinnen. Das Fehlen der Männer führt nach dem Hamburger Ansatz dazu, dass die Jungen keine vorgelebten Identifikationsangebote von Männern erhalten. In der Folge kreieren die Jungen ihre eigenen Männerbilder, die ihrer

Ansicht nach möglichst weit weg vom Frauenbild sein sollten, um nicht als ‚weibisch‘ oder ‚schwul‘ angesehen zu werden. Auch die Helden in Medien dienen als Vorbilder und Orientierungspunkte. Männliche Vorbilder, welche Schwäche zeigen und zulassen, kennen sie zumeist nicht. Es entsteht für die Jungen mit der Zeit der Eindruck, dass Gefühle nicht zum Mann-Sein gehören und dass ein Mann keine Schwäche zeigen darf. Ein Mann muss in ihren Augen stark sein und durchsetzungsfähig.

Gelingt es den Jungen nicht, ihre sich zu Recht gelegten und aus den Medien kopierten Männerbilder aufrecht zu erhalten, kommt schnell das Gefühl des Scheiterns auf. Es wird in der Folge häufig versucht, Angst und Unsicherheit durch Gewalt zu kompensieren. (Oelemann & Lempert, 1997, S. 4ff.)

Der Gewaltkreislauf für Jungen und Männer

Der Gewaltkreislauf für Jungen und Männer stellt dasselbe Hilfsmittel dar wie der Gewaltkreislauf für Mädchen und Frauen. Auch dieser Kreislauf ist nicht kausal logisch zu sehen, das heißt, Phase drei kann unabhängig davon geschehen, ob Phase zwei sich abgespielt hat oder nicht. Die Zeitabfolge wird in den meisten Fällen aber eingehalten. Ebenso wird auch bei Jungen und Männern beobachtet, dass sich die Zeitabschnitte zwischen den Gewalttaten verkürzen und die Gewalttaten in der Regel an Intensität zunehmen. Ziel der Arbeit mit dem Gewaltkreislauf ist es, den Jungen und Männern Möglichkeiten aufzuzeigen, wie sie den Gewaltkreislauf durchbrechen können. Mit dem Wissen um ihr eigenes Gewaltpotential und dem sich wiederholenden Ablauf, wird ihnen die Möglichkeit geboten, Verantwortung für ihr eigenes Handeln zu übernehmen und aktiv dafür zu sorgen, dass sie keine Gewalttaten mehr begehen.

Die oben erwähnten Ausführungen und Annahmen sowie die dahinter stehende Haltung zum Thema männliche Sozialisation und Gewalt bilden die Basis des Gewaltkreislaufs für Jungen und Männer (Abb. 12).

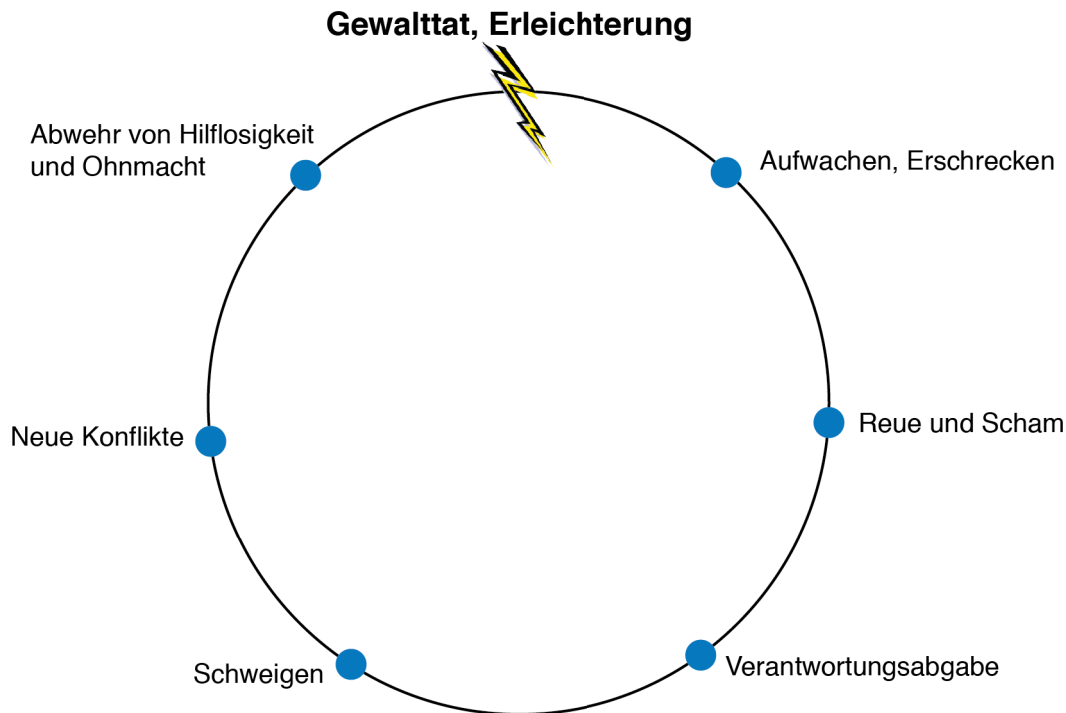


Abbildung 12 Gewaltkreislauf für Männer (Oelemann & Lempert, 2000, S. 100, angepasst)

Auch bei den Jungen und Männern beginnen wir den Gewaltkreislauf mit der **Gewalttat**. Während dessen spürt der Junge gemäss Oelemann und Lempert (2000) höchstens ein Gefühl der **Erleichterung** und Befreiung. Dies führen die beiden Autoren darauf zurück, dass ein Junge oder ein Mann in einer Situation, die er ansonsten ohnmächtig oder angstvoll erleben würde, endlich wieder aktiv geworden ist. In ihrer Arbeit haben sie zudem festgestellt, dass die Tat häufig von einem ‚Blackout‘ und völligen Kontrollverlust begleitet wird.

Gefolgt von der Phase der Gewalttat erleben die Täter ein **Aufwachen**. Sie realisieren, was sie getan haben, **erschrecken** zumeist und nehmen ihr Opfer bewusst wahr.

In der darauffolgenden Phase setzen sich Gefühle der **Reue und Scham** durch. Auch bei männlichen Gewalttätern ist es so, dass sich die Gefühle des Aufwachens, Erschreckens sowie der Reue und Scham mit der Zeit verringern. Je mehr Taten jemand begangen hat, desto weniger wird er diese Gefühle wahrnehmen.

Da diese Gefühle der Reue und Scham schwer auszuhalten sind, wird in der nächsten Phase vom Täter versucht, die **Verantwortung für seine Tat abzugeben**. Er wird versuchen, nach Ursachen für sein Handeln zu suchen, welche ausserhalb seines Wirkungskreises liegen. Der ‚Gegner‘ wird dafür verantwortlich gemacht, dass

Mann zuschlagen musste. Häufig hört man in der Arbeit mit Tätern Aussagen wie: „Der hat mich so doof angeguckt“ oder „Er hat meine Freundin begripscht“. Das Wort Verantwortung wird von Oelemann und Lempert insbesondere deshalb benutzt, um die Möglichkeit einer Veränderung deutlich zu machen. Wird von Schuld gesprochen, geht es um richtig oder falsch. Über Schuldzuweisungen wird die Verantwortung für eigenes Handeln abgegeben. Erst wenn ein Täter erkennt, dass die Verantwortung für seine Gewalttaten bei ihm liegt, wird es ihm auch gelingen, aktiv eine Entscheidung gegen Gewalt zu treffen. (S. 93 ff.)

Wurde die Verantwortung für die Gewalttat abgegeben und hat der Täter für sich eine Rechtfertigung gefunden, folgt zumeist die Phase des **Schweigens**. Eine Auseinandersetzung über den der Gewalt zugrundeliegenden Konflikt wird nicht geführt. Der Junge oder Mann nimmt sich selbst kaum wahr und kann seinen Emotionen keinen Ausdruck verleihen. Konflikte werden vermieden, ebenso Aggressionen (Oelemann & Lempert, 1997, S. 10).

Neue Konflikte können zeitlebens kaum vermieden werden. Oelemann und Lempert (2000) gehen deshalb davon aus, dass sich der Gewaltkreislauf früher oder später wiederholen wird. Solange Jungen und Männer nicht lernen, ihre Gefühle wahrzunehmen und für ihre Bedürfnisse ohne die Anwendung von Gewalt einzustehen, werden sie sich in Konfliktsituationen **ohnmächtig und hilflos fühlen**. Da diese Gefühle jedoch in ihrem Männerbild keinen Platz haben, werden sie versuchen, diese so rasch als möglich zu verdrängen, in dem sie aktiv werden, was zu einer neuen Gewalttat führen kann (S. 97; Oelemann & Lempert, 2000, S. 7).

Fazit

Gleich wie die genderorientierte Gewaltberatung für Mädchen und Frauen, versucht der vorliegende Ansatz für Jungen und Männer, den Tätern bewusst zu machen, wie und weshalb bei ihnen eine Gewaltspirale funktioniert und welche Möglichkeiten sie haben, diese zu durchbrechen und Verantwortung fürs eigene Handeln zu übernehmen. Die Jungen und Männer sollen verstehen lernen, welche Rolle Gewalt in ihrem Leben spielt, sich ihrer Emotionen bewusst werden und alternative Konfliktlösungsstrategien erlernen, mittels derer es ihnen gelingen soll, ihre Bedürfnisse zu befriedigen und ihre Grenzen zu wahren, ohne Gewalt anzuwenden.

Oelemann und Lempert erklären Gewalt bei Jungen und Männern mit einer gewissen Orientierungslosigkeit in Bezug auf ihr Mann-Sein. Aufgrund der hohen Vertretung

von Frauen bei der Erziehung von Kindern und Jugendlichen fehlen den Jungen männliche Identifikationsfiguren, an denen sie sich orientieren können. In der Folge entwickeln sie Männerbilder, welche übertriebene Ansprüche an den Mann stellen und mit der Realität wenig bis nichts zu tun haben. Ein Mann muss in ihren Augen stets stark sein, durchsetzungsfähig; ja nicht weiblich. Sind die Jungen nicht in der Lage, diesem Bild gerecht zu werden, sind Gefühle des Versagens, der Unsicherheit und der Angst die Folge. Betrachtet man dieses Erklärungsmodell vor dem Hintergrund der Risiko- und Schutzfaktorenanalyse im Kapitel fünf dieser Arbeit, so bewegen wir uns auch bei den Jungen und Männern im Bereich der Geschlechterrollenproblematik bzw. mit den Auswirkungen der Geschlechterrollenübernahmen. Als Risikofaktor wird im vorliegenden Modell hauptsächlich das Fehlen männlicher Geschlechtsrollenvorbilder gesehen, was dazu führen kann, dass Jungen Gewalt befürwortende Männlichkeitsnormen in ihr eigen konstruiertes Männerbild übernehmen. In der Beratung geht es schliesslich darum, gemeinsam mit den Jungen und Männer, gleich wie mit den Mädchen und Frauen, alternative Problemlösungsmuster zu erlernen und ein Bewusstsein für die eigenen Bedürfnisse und Grenzen zu entwickeln. Die Auseinandersetzung mit weiteren Risikofaktoren wie den individuellen und psychologischen Persönlichkeitsmerkmalen, der Familie, der Gleichaltrigengruppe, dem Konsum von Drogen und Alkohol oder dem Lebensstil wird auch bei den Jungen und Männern nicht explizit erwähnt. Die Autorin weiss jedoch aus ihrer Arbeit mit dem ‚Hamburger Modell‘ und jungen Gewaltstraftätern, dass diese Risikofaktoren im Zuge der Auseinandersetzung mit dem eigenen Männerbild teilweise gestreift und teilweise auch vertieft bearbeitet werden.

Zweifelsohne arbeitet dieser Ansatz auch mit Jungen und Männern genderorientiert. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschlechterrolle steht bei der Arbeit im Zentrum und es wird versucht, die Gewalt mit geschlechtsspezifischen Eigenschaften zu erklären. Wie aber bereits beim Fazit zu Kapitel 6.2.1 erwähnt, sind der Grundsatz und die Methodik der Arbeit mit Jungen und Männern oder mit Mädchen und Frauen praktisch identisch. Bei beiden Konzepten wird davon ausgegangen, dass die Täterinnen und Täter sich ihrer Gefühle und Bedürfnisse nicht genügend bewusst sind und nicht über die nötigen Fähigkeiten verfügen, um für sich selbst, ohne die Anwendung von Gewalt, einzustehen. Vergleicht man die beiden Gewaltkreisläufe miteinander, wird offensichtlich, dass es sich um Mechanismen mit grosser Ähnlichkeit handelt. Divergieren tun einzig Teilaspekte der inneren Konflikte und Schwierigkeiten, welche den Gewalthandlungen zu Grunde liegen. So kämpfen die Frauen in erster Linie gegen das, mit ihrer weiblichen Geschlechterrolle eng verknüpfte Opfersein; während die Männer versuchen, ein Männerbild zu konstruieren, welches lediglich

Stärke und Durchsetzungsfähigkeit verkörpert und die Seite der Verletzlichkeit und Schwäche gänzlich verdrängt wird. Beides kann zu Ohnmacht und schliesslich zu Gewalt führen; bei beiden Geschlechtern geht der Ansatz davon aus, dass es den Betroffenen an Selbstbewusstsein und Ausdrucksstärke mangelt.

Zusammenfassend kann also festgehalten werden, dass in der Arbeit mit den Täterinnen und Tätern, auf der Ebene der Begründung und Erklärung genderspezifisch gearbeitet wird, das Grundverständnis und die Methodik jedoch genderunabhängig sind. Mit anderen Worten bedeutet dies, für die mit diesem Modell arbeitenden Sozialarbeitenden, dass sie sowohl bei Mädchen und Frauen, wie auch bei Jungen und Männern methodisch gleich arbeiten können. Inhaltlich werden sie jedoch aufgrund des Geschlechter-Rollenverständnisses mit verschiedenen Thematiken konfrontiert.

7 Schlusswort

Nach Erstellen der Einflussfaktorenanalyse und der detaillierten Betrachtung von sechs ausgewählten Praxisangeboten, können in der Folge die drei, eingangs dieser Arbeit gestellten Fragen beantwortet werden. Anschliessend werden die Autorin und der Autor aus der Beantwortung der Fragestellungen die Relevanz für die Soziale Arbeit aufzeigen und die Arbeit mit einem persönlichen Fazit und einem Ausblick beenden.

7.1 Beantwortung der Fragestellung

Die drei zu Beginn dieser Arbeit aufgestellten Fragen lauteten wie folgt:

- Was wird unter Jugendgewalt verstanden und wie sieht die aktuelle Situation in der Schweiz aus?
- Inwiefern sind die Einflussfaktoren für Jugendgewalt bei Mädchen und Jungen deckungsgleich und wo lassen sich geschlechterspezifische Unterschiede feststellen?
- Wie sehen aktuelle Präventionsprogramme für Jugendgewalt in der Praxis aus? Wird genderspezifisch gearbeitet und wenn ja, ist dies legitim, gestützt auf die Einflussfaktorenanalyse?

Zu Beginn der Arbeit wendete sich die Autorenschaft der ersten Frage zu und definierte in Kapitel 3.1 und 3.2 den Begriff Jugendgewalt. Hierfür wurden zunächst verschiedene Definitionen für die Begriffe Jugend und Gewalt erläutert, um anschliessend eine, für diese Arbeit verbindliche Begriffsdefinition aufzustellen. Für den Begriff der Jugend wurden gesetzliche, wie auch entwicklungspsychologische Sichtweisen miteinbezogen, welche durch die Definition der Vereinten Nationen (UN) ergänzt wurden. Den Begriff Gewalt betreffend setzte sich die Autorenschaft mit verwandten Begriffen wie Aggression, Kriminalität und Delinquenz auseinander. Die Beschäftigung mit dem Begriff Jugend zeigte der Autorin und dem Autor, dass die rechtliche Definition von Jugend, welche im Alter von 18 Jahren endet, den Gegebenheiten in

der Praxis keine Rechnung trägt und aus entwicklungspsychologischer Sicht auch nicht sinnvoll scheint. Mit Erreichen der Mündigkeit ist die Jugend nicht abgeschlossen. Vielmehr ist sie eine Lebensphase, welche im Alter zwischen 12 und 25 Jahren anzusiedeln ist. Während dieser Lebensphase vollziehen Jugendliche wichtige Entwicklungsschritte bezüglich Beziehungsgestaltung, Selbstständigkeit, emotionaler Unabhängigkeit, Wertorientierung und Rollenfindung (vgl. 3.1).

Die Auseinandersetzung mit den Begriffen Gewalt, Aggression, Kriminalität und Delinquenz liessen die Autorin und den Autor erkennen, dass eine rein juristische Definition von Gewalt zu kurz greifen würden, da damit nur jene Gewalthandlungen erfasst würden, welche strafrechtlich verfolgt werden können. In der Folge erweiterten sie die unter Kapitel 3.2 zitierte, durch das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) formulierte Definition von Jugendgewalt, durch die Definition nach Jonas et al. (2007) und kamen zu folgender, in der Arbeit verwendeten Definition:

„Als Jugendgewalt gelten Handlungen ausgeführt von Personen zwischen 12 und 25 Jahren, welche mit schädigender Absicht und Einsatz des Körpers oder der Androhung körperlicher Vergeltung, gekoppelt sind“ (vgl. 3.2).

Gestützt auf die erarbeitete Definition, wurde in Kapitel vier die aktuelle Situation in Bezug auf das Phänomen Jugendgewalt in der Schweiz nachvollzogen und aufgezeigt. Trotz der Schwierigkeit, die Statistiken miteinander zu vergleichen, und der Tatsache, dass in der JUSUS nur Jugendliche bis zum Vollenden des 18. Lebensjahrs erfasst werden, kamen die Autorin und der Autor zum Schluss, dass es sowohl im Hell- wie auch im Dunkelfeld seit 2006 zu einer Stagnation des steigenden Trends von Jugendgewalt gekommen ist. Bei den einfachen Delikten ist gar eine leichte Regression spürbar. Diese Feststellung widerspricht der zurzeit vorherrschenden medialen Berichterstattung und der damit verknüpften Wahrnehmung in der Gesellschaft. Weiter ist zu erwähnen, dass nach wie vor der grösste Teil der Delikte im Dunkelfeld verbleiben und in den amtlichen Statistiken nur die „Spitze des Eisberg“ ersichtlich ist. Unübersehbar ist überdies die Tatsache, dass Mädchen im Vergleich zu Jungen in den Gewaltstatistiken im Hellfeld massiv untervertreten sind. Betrachtet man die Zahlen im Dunkelfeld, so findet sich ein ähnliches Bild, wenn gleich die Diskrepanz zwischen den Geschlechtern nicht mehr ganz so hoch ist.

Um die zweite Frage zu beantworten, haben sich die Autorin und der Autor mit den Risiko- und Schutzfaktoren auseinandergesetzt, welche die Entstehung von Gewalt begünstigen bzw. hemmen können. Dabei haben sie sich auf das ökologische Erklärungsmodell der WHO gestützt, welches durch seinen breiten Blickwinkel von der

persönlichen bis zur gesellschaftlichen Ebene alle Risikofaktoren mit einbezieht und in Verbindung zueinander setzt. Damit wird das Modell der Komplexität des Phänomens Jugendgewalt gerecht und fokussiert nicht nur auf einzelne Einflussfaktoren.

Auf der persönlichen Ebene wurde zwischen biologischen und psychologisch / individuellen Merkmalen unterschieden. Es wurde dabei nochmals die Tatsache aufgegriffen, dass Jungen signifikant häufiger in Gewaltstatistiken vorzufinden sind als Mädchen. Damit kann gesagt werden, dass das männliche Geschlecht alleine für sich einen Risikofaktor darstellt, welchem Mädchen offensichtlich nicht ausgesetzt sind. Bei den anderen dieser Ebene zugeteilten Risikofaktoren kam die Autorenschaft zum Schluss, dass Mädchen wie Jungen bis auf feine Nuancen gleichermassen betroffen sind, wobei bei Jungen von einer leicht erhöhten Vulnerabilität im Bereich der biologischen Risikofaktoren auszugehen ist (vgl. 5.2).

Auf der Beziehungsebene wurde zwischen Risikofaktoren im Bereich Familie und im Bereich der Gleichaltrigengruppe unterschieden. In beiden Bereichen konnte festgestellt werden, dass die Risikofaktoren für beide Geschlechter praktisch identisch sind, wobei die Jungen den Faktoren stärker ausgesetzt und vulnerabler sind. Die wenigen vorhandenen Unterschiede zeigten sich im Bereich Familie, Teilbereich ‚Merkmale Eltern‘, wo auffiel, dass Jungen in einem stärkeren Ausmass auf problematische Verhaltensweisen der Eltern reagieren, Mädchen hingegen im Bereich der Gewalterfahrungen in der Familie stärker belastet werden (vgl. 5.3).

Risikofaktoren im Bereich Schule, situative Faktoren und Lebensstil, wie auch im Sozialraum wurden unter der Gemeinschaftsebene zusammengefasst. Auch auf dieser Ebene kommen die Autorin und der Autor, nach eingehender Betrachtung der Literatur zum Schluss, dass praktisch alle in diesem Bereich existierenden Risikofaktoren für beide Geschlechter gleichermassen gelten. Im Bereich Schule ist allerdings festzuhalten, dass die Jungen massiv vulnerabler sind als Mädchen. Der Risikofaktor des häufigen Ausgehens betrifft überdies nur Jungen und auch beim Alkoholkonsum, sind Jungen gefährdeter, da sie signifikant häufiger einen problematischen Alkoholkonsum aufweisen. Im Bereich Sozialraum, wurden keine Angaben zu Geschlechterdifferenzen gefunden (vgl. 5.4).

Auf der letzten Ebene, der Gesellschaftsebene, wurden die Bereiche gesellschaftlicher Kontext und Wandel, Medien, Geschlechterrollen-stereotypen und kulturelle Einflüsse näher betrachtet. Im Bereich des gesellschaftlichen Kontexts und Wandels wurden keine Zahlen zu den Geschlechterunterschieden gefunden. Im Bereich der Medien hingegen ist die Faktenlage klar. Hier wiesen die Jungen wiederum eine

stärkere Vulnerabilität auf als die Mädchen. Gleich sieht es im Bereich der Geschlechterrollen aus, da die mit der männlichen Geschlechterrolle verbundenen Attribute die Jungen stärker gefährden Gewalt auszuüben. Mädchen werden aufgrund ihrer gesellschaftlichen Rolle und den damit verbundenen informellen sozialen Kontrollen erst mal daran gehindert, offen Gewalt und Aggression zu leben. In Bezug auf die kulturellen Einflüsse ist ebenso davon auszugehen, dass die Jungen vulnerabler sind (vgl. 5.5).

Zum Schluss der Einflussfaktorenanalyse hat sich die Autorenschaft den Schutzfaktoren zugewendet. Interessant in Bezug auf die Geschlechterunterschiede war die Erkenntnis einer Forschung, welche zum Schluss kam, dass Mädchen Eigenschaften wie Empathie, Sympathie, prosoziale Verhaltensweise, aber auch die Fähigkeit Konflikte konstruktiv zu lösen oder eigene Standpunkte zu vertreten und auszudrücken im Rahmen ihrer Sozialisation besser ausbilden. In den Augen der Autorenschaft kann diese Tatsache dazu beitragen, dass Mädchen gegenüber den Risikofaktoren für Gewalt weniger verletzlich sind. Weitere genderspezifische Unterschiede im Bereich der Schutzfaktoren wurden in der Literatur keine gefunden.

Zusammenfassend kamen die Autorin und der Autor zum Schluss, dass die Einflussfaktoren für Jugendgewalt bei Mädchen und Jungen nahezu identisch sind. Auffällig ist jedoch, dass die Jungen in Bezug auf praktisch alle Risikofaktoren vulnerabler und den Faktoren zumeist auch stärker ausgesetzt sind. Überdies gibt es einige wenige Faktoren, welche nur auf Jungen zutreffen. Faktoren, welche nur bei Mädchen belastend wirken, wurden keine gefunden.

Nachdem durch die Risiko- und Schutzfaktorenanalyse die zweite Frage der Arbeit beantwortet werden konnte, verknüpfte die Autorenschaft das erlangte Theoriewissen, durch das Vertiefen in bestehende Präventions- und Behandlungsmassnahmen, mit der Praxis. Obwohl der Titel der Arbeit Prävention von Jugendgewalt lautet, haben sich die Autorin und der Autor dazu entschieden, zusätzlich zwei Behandlungsangebote mit einzubeziehen. Zum Einen begründet durch ihr Interesse, umfassender zu erfahren, wo effektiv genderspezifisch gearbeitet werden soll und zum Anderen, da viele Interventionen im Bereich Jugendgewalt, präventive Charakteristika aufweisen, wie durch das Kontinuum nach Hafén (vgl. 2.3) erläutert. Ausgehend von den Schlussfolgerungen zu der Risiko- und Schutzfaktorenanalyse, in der auffiel, dass die Einflussfaktoren für die Entstehung von Jugendgewalt für Jungen und Mädchen weitgehend identisch sind, wollte die Autorenschaft die zu Beginn der Arbeit aufgestellte

Hypothese, wonach in diesem Fall genderübergreifend Prävention angeboten werden könnte, mittels der Analyse von Praxisangeboten überprüfen. Dazu wurden im Präventionsbereich zwei Programme, welche als genderneutral und zwei Angebote, welche als genderspezifisch deklariert sind, durchleuchtet und mit der Einflussfaktorenanalyse verglichen. Im Bereich der Behandlung wurden zwei Programme betrachtet, welche genderorientierte Gewaltberatung betreiben.

Bei den als genderneutral bezeichneten Projekten, handelt es sich um PFADE und Peacemaker. Beide Präventionsprogramme setzen im System Schule an und arbeiten geschlechtsübergreifend. PFADE (vgl. 6.1.1) wird als fester Bestandteil des Lehrplans an Grundschulen integriert. PFADE trägt nicht nur allen Risikofaktoren auf der individuellen Ebene Rechnung, sondern wirkt auch im Bereich der Gleichaltrigen-Gruppe und sorgt für ein gesundes Schul- und Klassenklima. Die Hypothese, dass trotz genderspezifischen Aspekten mehr Einflussfaktoren für Jugendgewalt auf beide Geschlechter zutreffen und somit häufig dieselben Präventionsmethoden geschlechterübergreifend in Frage kämen, findet durch das Programm in der Praxis auf eindrückliche Art und Weise Anwendung.

In einem ähnlichen Segment wie PFADE ist das Programm Peacemaker (vgl. 6.1.2) anzusiedeln. Im Gegensatz zu PFADE ist Peacemaker jedoch nicht Bestandteil des Lehrplans sondern besitzt begleitenden Charakter an Unter- und Oberstufen. Nebst den Kompetenzen, die geschaffen werden, um den Risikofaktoren auf der individuellen Ebene entgegenzuwirken, arbeitet Peacemaker stark mit der Gleichaltrigen-Gruppe und vernetzt im ganzen Schulhaus, resp. dem System Schule. Das Programm hat die Projektphase abgeschlossen und ist bereits an über 70 Schweizer Schulen in Anwendung. Beide Präventionsprogramme, sowohl PFADE, wie auch Peacemaker zeigen, dass die geschlechtsübergreifende Prävention von Jugendgewalt auf Basis der Risiko- und Schutzfaktoren möglich und sinnvoll ist.

Um zu überprüfen, wie sich als genderspezifisch deklarierte Präventionsprogramme von den genderübergreifenden unterscheiden und ob Notwendigkeit in Bezug auf geschlechtsspezifische Prävention besteht, untersuchte die Autorenschaft im Weiteren das MaDonna (vgl. 6.1.3) und Respect! (vgl. 6.1.4). Beim MaDonna handelt es sich um einen Mädchentreff im Berliner Rollbergviertel, welches durch die soziokulturellen Gegebenheiten der Bevölkerung (über 70% mit Migrationshintergrund, 25% unter 18 Jahre) viele prekäre Lebenssituationen mit sich bringt, denen das MaDonna durch Freizeit- und Bildungsangeboten, Menschenrechtsthematiken, sowie Gewaltprävention entgegenwirken will. Bei der Betrachtung der Treffangebote und der aktiven Gewaltprävention durch MaDonna, konnten die Autorin und der Autor be-

zogen auf die aufgestellte Risiko- und Schutzfaktorenanalyse, viele Bezüge herstellen. Nebst den Risikofaktoren, welche durch den Treff selbst, auf Ebene der Beziehung und der Familie aufgegriffen und denen entgegengewirkt wird, spielt die Gleichaltrigengruppe eine wichtige Rolle. In der aktiven Gewaltprävention wird diese als Ressource aufgegriffen, in peergrouporientiertem Lernen eingebunden und durch Kontrolle und Vernetzung Einfluss auf den Sozialraum genommen. Die Mädchen können ausserdem in konfrontativen Kreisgesprächen Gewalthandlungen betreffend, auf der Ebene der persönlichen Risikofaktoren profitieren. Genderspezifische Aspekte sieht die Autorenschaft bei diesem Programm vor allem beim Treffangebot selbst, welches explizite Rückzugsmöglichkeiten für Mädchen in diesem schwierigen, soziokulturellen Umfeld bietet. Die Notwendigkeit dafür ist allerdings nach Meinung der Autorin und des Autors zum grössten Teil durch die Rollenproblematik geboten, welcher die Mädchen aufgrund der kulturellen Vielfalt und dem aufeinandertreffen verschiedener Normsysteme ausgesetzt sind. Bezogen auf die aktive Gewaltprävention, wie sie durch das MaDonna praktiziert wird, sehen die Autorin, der Autor keine genderspezifischen Modalitäten und somit keine Hindernisse, die angewendeten Methoden auch für männliche Kinder und Jugendliche zu übernehmen, da sie denselben Risikofaktoren ausgesetzt sind.

Beim untersuchten Angebot Respect! handelt es sich um ein Gewaltpräventionsprogramm für Jungen, welches in Form von Kursen für Gruppen und Schulen angeboten wird. Das Konzept stützt sich auf ein Jungenbild indem Lautheit, Grenzverletzungen, dynamischer Körperkontakt und die Suche nach Männlichkeit eine wichtige Rolle spielen. Durch die Arbeit in Gruppen und unter Zuhilfenahme der visualisierten ‚Hand der Selbstbehauptung‘, werden wichtige Risikofaktoren aus der Analyse aufgegriffen und bearbeitet. So wird vor allem Risikofaktoren auf der individuellen Ebene begegnet, aber auch Faktoren auf der Beziehungs- (Gleichaltrigengruppe) und Gemeinschaftsebene (Schule). Im Weiteren werden Schutzfaktoren wie die Ausdrucksfähigkeit und prosoziale Verhaltensweisen gestärkt. Im Zentrum stehen jedoch, nach Ansicht der Autorin und des Autors, Geschlechterrollenstereotypen. Mit ‚Kampfspiele‘ versucht man die genannten Eigenschaften des Jungenbildes als Ressource zur Entstehung von fruchtbaren Situationen zu nutzen, um diese anschliessend in Bezug Fairness, Respekt, Ehre, Mitgefühl und Beschämung reflektieren zu können. Durch die Fixierung auf dieses Jungenbild und die Art der Spiele (dynamischer Körperkontakt) kann gesagt werden, dass es sich beim Programm Respect! eindeutig um ein genderspezifisches Angebot handelt, welches in diesem Rahmen nicht auf das andere Geschlecht übertragbar ist, obschon auf der Einflussfaktorenebene sämtliche berührten Punkte auch auf Mädchen zutreffen würden. Die Autorin und der Autor beur-

teilen das Ausgehen von einem statisch pauschalen Jungenbild höchst kritisch, da sie die Befürchtung hegen, so dem komplexen, kulturellen, gesellschaftlichen Hintergrund des Mann-Seins nicht gerecht zu werden und ein Männerbild zu manifestieren, das nicht für alle Jungen einen geeigneten Zugang bietet.

Wie eingangs zu diesem Kapitel erwähnt, haben die Autorin und der Autor zusätzlich zu den Präventionsprogrammen auch zwei genderspezifische Behandlungsprogramme analysiert. Dabei handelt es sich um das Hamburger Gewaltberatungsmodell (vgl. 6.2.1), welches sowohl für Mädchen und Frauen, als auch für Jungen und Männer Anwendung findet. Bei der Analyse interessierte vor allem inwiefern und ob genderspezifisches Arbeiten sinnvoll und notwendig ist. Wie im Fazit zu den jeweiligen Programmen erwähnt, zeigt sich, dass die Methodik in der Arbeit sowohl mit Frauen, als auch mit Männern dieselbe ist. Unterschiede finden sich einzig und allein in Teilaspekten der Erklärung für die Gewaltentstehung. Insofern ist es sinnvoll, gerade in der Arbeit mit Gruppen, die Geschlechter zu trennen, wenn es um Aspekte und innere Konflikte mit dem eigenen Rollenbild geht. Es ist für die mit diesem Programm arbeitenden Professionellen jedoch hilfreich, zu erkennen, dass sie, wenn sie das Programm überblickend betrachten, mit Jungen und Mädchen, bis auf feine inhaltliche Abweichungen, gleich arbeiten.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass bezüglich präventiver Massnahmen keine genderspezifische Vorgehensweise angezeigt ist, ausser sie beziehen sich direkt auf die Auseinandersetzung mit der Geschlechterrolle. Dieses Vorgehen, wie zu Respect! beschrieben, ist in den Augen der Autorenschaft jedoch fragwürdig, da man zum Einen die Gefahr läuft Geschlechterrollenstereotypen weiter zu verfestigen und zum Anderen mit der Fokussierung auf einen Einflussfaktor, der Komplexität der Gewaltentstehung nicht gerecht wird. Bei den untersuchten Behandlungsprogrammen, erkennen die Autorin und der Autor auf methodischer Ebene keine genderspezifische Vorgehensweise und halten eine solche auch nicht für angezeigt. Was die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem eigenen Gewalthandeln betrifft, erachten es die Verfassernden hingegen als sinnvoll, zwischen Mädchen und Jungen zu unterscheiden. Zwar sind die Einflussfaktoren, die zu Jugendgewalt führen, zwischen Jungen und Mädchen nahezu identisch, die Integration von Gewalthandlungen ins eigene Selbst- und Rollenbild verläuft jedoch unterschiedlich. Hat ein Programm zum Ziel, zu behandeln und sich mit einem bereits verfestigten Verhalten auseinander zusetzen, kann nicht mehr nur auf Ebene der Einflussfaktoren gewirkt werden. Zu diesem Zeitpunkt existiert bereits ein Problem, welches häufig Teil des eigenen Rollenverständ-

nisses ist. Aus diesem Grund scheint es angezeigt, direkt darauf Bezug zu nehmen, den inneren Konflikt und somit den Grund für die Gewaltentstehung zu lösen und im Zuge dessen zwischen Jungen und Mädchen zu unterscheiden.

7.2 Relevanz für die Soziale Arbeit

Jugendgewalt ist ein Thema, welches diverse Arbeitsgebiete von Sozialarbeitenden berührt. Sei dies in der Sozialen Arbeit in der Schule, auf der Vormundschaft, in Jugendheimen, in Gefängnissen, im Rahmen sozialpädagogischer Familienbegleitungen, in Jugendtreffs, in der aufsuchenden Jugendarbeit, auf dem Sozialdienst oder in der Familien- oder Suchtberatung. Nicht alle, in diesen Bereichen beschäftigten Sozialarbeitenden, sind auf die Thematik Gewalt spezialisiert, was zu berechtigten Fragen und Unsicherheiten führen kann. Erschwerend kommt hinzu, dass sich die Literatur, wie in Kapitel 1 beschrieben, häufig geschlechterspezifisch mit dem Thema Gewalt auseinandersetzt, was bei den Sozialarbeitenden zusätzlich die Frage aufkommen lässt, ob denn mit Jungen und Mädchen anders und getrennt gearbeitet werden muss.

Die vorliegende Arbeit hat die Frage, ob im Bereich der Prävention von Jugendgewalt genderübergreifend gearbeitet werden kann, aus Sicht der Autorenschaft, mit einem Ja beantwortet. Sozialarbeitende können, den Verfassenden zu Folge, im Bereich der Prävention von Jugendgewalt mit Mädchen und Jungen zusammen arbeiten, und sich auf dieselben Methoden stützen. Dasselbe gilt für die Methodik im Bereich der Intervention. Bei der inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem eignen Selbst – und Rollenbild hingegen, sollen Sozialarbeitende auf die Besonderheiten der Geschlechter Rücksicht nehmen (vgl. 7.1).

Das Präventionsmodell nach Hafen dient der Sozialen Arbeit als wertvolles Instrument, um Prävention systematisch, gezielt und wirkungsvoll einsetzen zu können. Es erlaubt, gestützt auf die Einflussfaktorenanalyse, Risiko- und Schutzfaktoren zu erkennen und so Präventionsprogramme gezielt auszuwählen und anzuwenden. Überdies kann die Soziale Arbeit mittels dieser Theorie, ihr Handeln fachlich strukturieren, begründen und dessen Wirkung mit Evaluationen überprüfen.

Die bereite Einflussfaktorenanalyse, welche die Risiko- und Schutzfaktoren für Jugendgewalt aufzeigt und auf deren komplexes Zusammenspiel hinweist, erlaubt es Sozialarbeitenden, sich ein umfassendes Bild über die Entstehung von Jugendgewalt zu machen. Dieses Wissen ist in der Praxis wichtig, um Probleme und Gefahren

rechtzeitig zu erkennen, zielgerichtet zu intervenieren und im Fachdiskurs professionell zu argumentieren.

Die Analyse der Beispiele aus der Praxis hat gezeigt, dass die Soziale Arbeit in allen betrachteten Bereichen Schnittpunkte aufweist und in den Angeboten mitwirken kann und soll. Die beiden Programme PFADE und Peacemaker, welche in der Schule ihre Anwendung finden, werden in erster Linie von Lehrpersonen umgesetzt. Die Soziale Arbeit, welche unter anderem zum Ziel hat, menschliche Beziehungen zu fördern und unter Nutzung sozialer Systeme am Punkt zu vermitteln, wo Menschen und ihre sozialen Umfelder aufeinander einwirken, ist für diese Arbeit im System Schule geradezu prädestiniert (International Federation of social Workers, 2000). Sie sollte sich daher in diese Programme einbinden lassen und darum bemüht sein, sich mit ihrem Theorie- und Methodenwissen einzubringen. In den Programmen MaDonna und Respect! arbeiten vorwiegend Sozialarbeitende und auch die genderorientierte Gewaltberatung nach dem ‚Hamburger Modell‘ wird grösstenteils von Sozialarbeitenden umgesetzt. Einen grossen Aufgabenbereich, der mit diesen Angeboten verbunden ist, stellt das pädagogische Arbeiten mit Kindern und Jugendlichen dar. Es sind jedoch noch weitere sozialarbeiterische Fähigkeiten gefragt, wie das Vernetzen verschiedener Angebote und Organisationen, das Vermitteln von Wissen an Eltern, Lehrpersonen, Schulleitenden usw. oder das Führen von Beratungsgesprächen und das Tätigen von Kriseninterventionen.

Abschliessend kann festgehalten werden, dass sich die Soziale Arbeit in weite Bereiche der Prävention von Jugendgewalt einbringen und mit ihrem Methoden- und Fachwissen einen wertvollen Beitrag zur Verhinderung von Jugendgewalt leisten kann.

7.3 Persönlicher Schlussgedanke und Ausblick

Das Befassen mit dem Phänomen Jugendgewalt, die Untersuchung der aufgestellten Hypothese und die Vertiefung in die Fragestellung, war für die Autorenschaft interessant und aufschlussreich. Sie waren überrascht, dass auf Basis der Hell- und Dunkelfelddaten, im Gegensatz zum erschaffenen Bild der medialen Berichterstattung, eine Stagnation von Jugendgewalturteilen eingetreten ist und das nach wie vor kein nationales Indikatorsystem zur Erhebung der Daten im Dunkelfeld existiert. Im Rahmen der Einflussfaktorenanalyse wurde der Autorenschaft bewusst, wie wenig Wissen bezüglich Schutzfaktoren für Jugendgewalt besteht. Hier sehen sie klar Forschungsbedarf.

Im Weiteren wurde klar, wie wichtig das Sozialisationsfeld von Kindern und Jugendlichen bezüglich Gewaltentstehung ist. Die Autorin und der Autor fänden es interessant zu untersuchen, wie damit in der Praxis der Sozialen Arbeit umgegangen wird. Wie werden z.B. Kinder als Opfer von häuslicher Gewalt in Pflegefamilien und Heimen weiter betreut? Ist der Umgang mit Aggression und Gewalt auf der Präventions-ebene ein Thema oder wird vor allem interveniert I behandelt?

Bei der Recherche die Präventionsprogramme betreffend viel ausserdem auf, dass es eine Vielzahl von Programmen und Projekten gibt, jedoch die Übersicht zu gewinnen nahezu unmöglich ist. Für die Praxis wäre es, aus Perspektive der Autorenschaft wertvoll, die verschiedenen Projekte, Programme und damit verbundenen Methoden gegen Jugendgewalt zu erörtern, nach Prävention, FE I FI und Behandlung zu gliedern und somit eine Übersicht zu ermöglichen, welche den Zugriff auf das Handlungswissen erleichtern würde.

Literatur- und Quellenverzeichnis

- Beelmann, Andreas; Lösel, Friedrich (2008). Entwicklungsorientierte Prävention dissozialen Verhaltens durch Eltern- und Kindertrainings – Theoretische Grundlagen und Stand der Forschung. In Hans- Christoph Steinhausen & Cornelia Bessler (Hrsg.), *Jugenddelinquenz. Entwicklungspsychiatrische und forensische Grundlagen und Praxis* (S. 113 - 130). Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- Bruhns, Kirsten (2009). Gewaltbereite Mädchen. In Jutta Elz (Hrsg.), *Täterinnen. Befunde, Analysen, Perspektiven* (S. 177 - 194). Wiesbaden: Kriminologische Zentralstelle E.V.
- Bundesgesetz über das Jugendstrafrecht vom 20. Juni 2003 (SR 311.1).
- Bundesratsbericht (2008). *Strategie für eine Schweizerische Kinder- und Jugendpolitik*. Bericht des Bundesrates vom 27. August 2008 in Erfüllung der Postulate Janiak (00.3469) vom 27. September 2000, Wyss (00.3400) vom 23. Juni 2000 und Wyss (01.3350) vom 21. Juni 2001. Bern: BSV.
- Bundesratsbericht (2009). *Jugend und Gewalt. Wirksame Prävention in den Bereichen Familie, Schule, Sozialraum und Medien*. Bericht des Bundesrates in Erfüllung der Postulate Leuthard (03.3298) vom 17. Juni 2003, Amherd (06.3646) vom 6. Dezember 2006 und Galladé (07.3665) vom 4. Oktober 2007. Bern: BSV.
- Conen, Marie-Louise; Cecchin, Gianfranco (2007). *Wie kann ich ihnen helfen mich wieder loszuwerden? Therapie und Beratung im Zwangskontext*. Heidelberg: Carl-Auer Verlag.
- Deutsche UNESCO-Kommission (1983). Weltkonferenz über Kulturpolitik, Schlussbericht der von der UNESCO vom 26. Juli bis 6. August 1982 in Mexiko-Stadt veranstalteten internationalen Konferenz (UNESCO-Konferenzberichte, Nr. 5). München: K. G. Saur.
- Doreleijers, Theo; Jäger, Matthias; Gutschner, Daniel (2008). Screening und Diagnostik bei delinquenten Jugendlichen. In Hans- Christoph Steinhausen & Cornelia Bessler (Hrsg.), *Jugenddelinquenz. Entwicklungspsychiatrische und forensische Grundlagen und Praxis*. Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH
- Dudenredaktion (2004). *Duden. Die deutsche Rechtschreibung*. Mannheim: Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus AG.

- Eisner, Manuel; Jünger, Rahel. 2009. Prävention von Problemverhalten durch die Förderung von sozialen Kompetenzen mit dem PFADE Programm. *In Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik*. 3/2009, 18 - 24
- Eisner, Manuel; Ribeaud Denis; Locher, Rahel (2009). *Prävention von Jugendgewalt*. Expertenbericht im Auftrag des Bundesamtes für Sozialversicherungen BSV. Bern: BSV.
- Eisner, Manuel; Ribeaud Denis (2003). Erklärung von Jugendgewalt – eine Übersicht über zentrale Forschungsbefunde. In Jürgen Raithel & Jürgen Mansel (Hrsg.), *Kriminalität und Gewalt im Jugendalter. Hell- und Dunkelfeldbefunde im Vergleich*. (S. 182 - 206). Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Hafen, Martin (2009). Prävention von Jugendgewalt. *Sucht Magazin*, 2009 (5), 4-11.
- Hafen, Martin (2007). *Grundlagen der systemischen Prävention. Ein Theoriebuch für Lehre und Praxis*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Havighurst, Robert J. (1972). *Development tasks and education*. New York: D. McKay Co.
- Haymoz, Sandrine; Hermann, Leslie; Lucia, Sonia; Killias, Martin (2008). Zunehmende Jugenddelinquenz – Eine Herausforderung auch für die Schule. In Hans-Christoph Steinhausen & Cornelia Bessler (Hrsg.), *Jugenddelinquenz. Entwicklungspsychiatrische und forensische Grundlagen und Praxis* (S. 50 - 63). Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- Heinemann, Gabriele (2003). Gemeinwesenorientierte Gewaltprävention mit Mädchen. In *Pro Jugend*, 2003 (2).
- Heintz, Bettina (1993). Die Auflösung der Geschlechterdifferenz. In Elisabeth Bühler, Heidi Meyer, Dagmar Reichert & Andrea Scheller (Hrsg.), *Ortssuche – Zur Geographie der Geschlechterdifferenz*. Zürich-Dortmund: eFeF-Verlag.
- Hillman, Karl-Heinz (2001). Zur Wertewandelforschung; Einführung, Übersicht und Ausblick. In Georg W. Oesterdiekhoff & Norbert Jegelka (Hrsg.), *Werte und Wertewandel in westlichen Gesellschaften. Resultate und Perspektiven der Sozialwissenschaft* (S. 15 - 39). Opladen: Leske + Budrich.
- Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Zürich. (2011). *Infomappe PFADE - Programm zur Förderung alternativer Denkstrategien* [Broschüre]. Zürich: Autor.

- International Federation of social Workers (2000). Definition of Social Work. Gefunden am 15. Juli 2011, unter http://www.avenirsocial.ch/cm_data/DefSozArbeitIFSWIASSW.pdf
- Ittel, Angela; Bergmann, Susanne; Scheithauer, Herbert (2008). Aggressives und gewalttätiges Verhalten von Mädchen. In Herbert Scheithauer, Tobias Hayer & Kay Niebank (Hrsg.), *Problemverhalten und Gewalt im Jugendalter. Erscheinungsformen, Entstehungsbedingungen, Prävention und Intervention* (S. 113 - 127). Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- Jonas, Klaus; Stroebe, Wolfgang & Hewstone, Miles (2007). *Sozialpsychologie* (5. Aufl.). Heidelberg: Springer Medizin Verlag.
- Klages, Helmut (2001). Brauchen wir eine Rückkehr zu traditionellen Werten? *Politik und Zeitgeschichte, 2001* (B 29), S. 7 – 14.
- Kunczik, Michael; Zipfel, Astrid (2006). Gewalt und Medien. Ein Studienhandbuch Köln: UTB.
- Moffit, Terrie E.; Rutter, Michael; Silva, Phil A. (2001). Sex Differences in Antisocial Behaviour: Conduct Disorder, Delinquency, and Violence in the Dunedin Longitudinal Study. Cambridge: Cambridge University Press.
- Oelemann, Burkhard & Lempert, Joachim (2000). *Endlich selbstbewusst und stark. Gewaltpädagogik nach dem Hamburger Modell – Ein Lernbrief –*. Hamburg: OLE-Verlag.
- Raithel, Jürgen; Mansel, Jürgen (2003). Delinquenzbegünstigende Bedingungen in der Entwicklung Jugendlicher. In Jürgen Raithel & Jürgen Mansel (Hrsg.), *Kriminalität und Gewalt im Jugendalter. Hell- und Dunkelfeldbefunde im Vergleich* (S. 25 - 40). Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Ribeaud, Denis; Eisner, Manuel (2008). *Entwicklung von Gewalterfahrungen Jugendlicher im Kanton Zürich*. Schlussbericht zuhanden der Bildungsdirektion des Kantons Zürich. Zürich: Universität Zürich Pädagogisches Institut.
- Ribeaud, Denis; Eisner, Manuel (2010). Risk factors for aggression in pre-adolescence: Risk domains, cumulative risk and gender differences – Result form a prospective longitudinal study in a multi-ethnic urban sample. *European Journal of Criminology, 2010* (7), 460-498.

- Scheithauer, Herbert (2003). *Aggressives Verhalten von Jungen und Mädchen*. Göttingen: Hogrefe-Verlag.
- Schule Hombrechtikon (2009). *Die Peacemaker*. Gefunden am 23. Juni 2011, unter <http://www.schulehombrechtikon.ch/f19000029.html>
- Schweizerisches Zivilgesetzbuch vom 10. Dezember 1907 (SR 210).
- Schweizerisches Strafgesetzbuch vom 21. Dezember 1937 (SR 311.0).
- Seifert-Wieczorkowsky, Sabine (2009). Genderorientierte Gewaltberatung. 20 Jahre Täter- und Täterinnenberatung im Dunkelfeld. In Jutta Elz (Hrsg.), *Täterinnen. Befunde, Analysen, Perspektiven* (S. 195 - 211). Wiesbaden: Kriminologische Zentralstelle E.V.
- Silkenbeumer, Mirja (2000). *Im Spiegel ihrer Lebensgeschichten – Gewalttätiges Verhalten Jugendlicher und Geschlechtszugehörigkeit*. Stuttgart: ibidem-Verlag.
- Silkenbeumer, Mirja (2010). Jugendkriminalität bei Mädchen. In Bernd Dollinger & Henning Schmidt-Semisch (Hrsg.), *Handbuch Jugendkriminalität. Kriminologie und Sozialpädagogik im Dialog* (1. Auflage, S. 319 - 331). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlag GmbH.
- Smith, Eliot R. & Mackie, Diane M. (2007). *Social Psychology* (3. Auflage). New York: Psychology Press
- Steiner, Oliver (2009). Neue Medien und Gewalt. Überblick zur Forschungslage hinsichtlich der Nutzung von gewaltdarstellenden Inhalten Neuer Medien und Wirkung auf Kinder und Jugendliche. Expertenbericht im Auftrag des Bundesamtes für Sozialversicherungen. Bern: BSV.
- Tadeschi, James T. (2002). Die Sozialpsychologie von Aggression und Gewalt. In Wilhelm Heitmeyer & John Hagan (Hrsg.), *Internationales Handbuch der Gewaltforschung* (1. Aufl., S. 573-597). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Underwood, Marion K.; Galen, Britt R. & Paquette, Julie A. (2001). Top Ten Challenges for Understanding Gender and Aggression in Children: Why Can't We All Just Get Along?. *Social Development*, 10, 248 – 266
- Willi, Martin & Hornung, Rainer (2002). *Jugend und Gewalt. Ergebnisse einer Befragung von Schülerinnen und Schülern im Kanton Zug*. Bern: Peter Lang AG.